Französische Romane.

I.

Georg von Roqueville.

Frei nach dem Französischen von G. Arnaud.

von

Moritz Horn.

Herausgegeben

von

Wilhelm Scherffig.

Zwickau, 1852.

Verlag von Gebrüder Thost.

Georg von Roqueville.

Frei nach dem Französischen des G. Arnaud

von

Moritz Horn.

Herausgegeben

von

Wilhelm Scherffig.

Zwickau, 1852.

Verlag von Gebr. Thost.

I.

Das Schloß Roqueville.

Am Eingange des prächtigen Thales von Bray, der Perl der untern Normandie, eine Viertel Meile von dem Haufen schwarzer, trauriger Häuser, Neufchatel genannt, entfernt, liegt am Wege ein Gehölz, in dem Bettler, Colporteure, Künstler, überhaupt alle Fußreisende gern weilen. Ein dichter Schatten ruht auf dem Rasen, ein frischer Wind weht aus den starken Zweigen uralter Eichen; — eine unendliche Aussicht genießt man von dieser Höhe. Ruhe und Ueberfluß überall; es ist nicht die heiße, poetische Natur des Südens, mit den

in Lichtfluthen schimmernden Bergen, es ist eine ruhige Landschaft, wo das dunkle Grün des Waldes und der Gefilde wohlthut, — hier und da ragen schlanke Thürme in die Höhe. Zahlreiche Hände bebauen diesen fruchtbaren Boden, die Dörfer gleichen Bienenstöcken. Hier wohnen jene reichen, interessirten, schlauen Landleute, denen Streitsucht zum Sprichwort geworden ist; denn nicht um ihren Söhnen und Töchtern eine Mitgift zu geben, arbeiten sie und sparen schmuzig geizig, nein um Mittel zu haben einer Mauer, eines Brachfeldes wegen einen Prozeß anzufangen. Auf dem Wege von Albeville, zieht eine Eichen- und Ulmenallee die Blicke auf sich, an ihrem Ausgange erhebt sich eine durch die Ausdehnung imponirende Steinmasse, das Schloß der alten Familie von Roqueville. — Es war Ende September des Jahres 18 . . . Im Schlosse wohnte nur die Familie, der Besuch, der mit Anfang der Jagd, hier zu weilen pflegte, war abgereist. Trübe und kalt waren die ersten Herbsttage, die öfters schöner sind als die des

Frühlings, seit einer Woche schon regnete es unaufhörlich, die Sonne erschien wie ein trüber Streifen und das gelbe Laub bedeckte die Erde.

Ein solcher trüber Tag ging zu Ende, der Wind sauste in den hohen Kaminen und die Wetterfahnen des Schlosses dröhnten. Kein Stern war am Himmel, nur dann und wann kroch ein Lichtstrahl durch die zerrissenen Wolken; sein falber Schein war trauriger als die Finsterniß. Im Schlosse war ein Ruhe, als sei Mitternacht bereits vorüber; nur in dem hohen, weiten Schlafzimmer, ausmöblirt nach dem Provinzialgeschmack, der der Mode nicht opfert, befanden sich drei Personen um das Kamin versammelt; von dem aus große buchne Scheite hellen Feuerschein warfen. Zwei Armleuchter mit Wachslichtern beleuchteten die schweigsame Gruppe. Linker Hand vom Kamin befand sich ein alter Mann, unruhig richtet er zuweilen den Blick nach der Uhr auf dem Kamin, und stützte dann müde sein Haupt in seine alternde Hand. Es war der Marquis von Roqueville

Sein Silberhaar, seine noch feste, aufrechte Figur, die jugendliche Frische, seine blauen Augen zeugten von jener Kernnatur, die der Zeit trotzt, und nur die weißen Haare und einige Runzeln vom Alter sich aufdringen läßt. Sein Wesen hatte etwas Achtungsgebietendes, doch fürchtete ihn seine Umgebung nicht, sie liebte ihn, denn in allen Lagen seines Lebens als Vater wie als Herr war er die Güte und Gerechtigkeit selbst, aus seinem Gesichte strahlte die Ruhe der Seele und ein glücklicher Frieden.

Sein langes Leben war angenehm, ehrenvoll und frei von Fehlern und Unglück gewesen.

Der Marquis bemühte sich diesen Abend umsonst, seine Unruhe zu verbergen, sein Blick, sein Lächeln drückte eine düstre Unruhe aus, doch wagte Niemand nach der Ursache zu fragen, obschon man sie ahnte.

Neben ihm, zu Füßen saß ein junger Mensch, dessen ganze Erscheinung an die schönen Muster des Alterthums erinnerte. Seine fast mädchenhafte Schönheit minderte der braune glanzlose Teint,

ähnlich dem eines spanischen Schleichhändlers. Seine schlanke Taille hatte jene Anmuth, die ein bewegliches Leben giebt, nichts desto weniger frappirte es das Ensemble seine Persönlichkeit durch das air von Distinktion, das man von seinem Vater, dem Marquis, als Auszeichnung wahr nahm.

An der andern Seite des Kamins saß eine Frau. Ihr blasses Angesicht voll Anmuth und und Ausdruck, hatte die Jugendblüthe abgestreift, jene Frische, die vor dem dreißigsten Jahre schwindet. In den großen blauen, überschatteten Augen schwamm ein ruhiger, schwermüthiger Blick. Viel mochte diese Frau ertragen haben, doch waren die Stürme, die ihre Existenz durchtobt, seit langer Zeit verbraust. Still an einer Stickerei arbeitend, fürchtete sie durch ein Wort zu stören, und zuweilen richtete sie das Auge auf Georg, der sich mit einer prächtigen englischen Dogge beschäftigte, die eine verwundete Vorderpfote auf seine Kniee legte.

Du leidest, meine arme Lara, sagte er, und streichelte den Kopf des klugen Thieres, das kla-

gend und liebkosend antwortete. Therese, ich bitte um ein Stückchen Leinwand, ich will dem armen Thiere einen Verband um die Wunde legen.

Sie stand schweigend auf und suchte nach dem Verlangten.

Ich wollte, Vater, nahm Georg das Wort, wir hätten morgen Jagdwetter, du hast Bewegung nöthig, die erzwungene Ruhe taugt nichts, morgen wird auch Lara mitgehen können, nicht wahr, mein guter Hund? Denn die Wunde wird morgen verschwunden sein, nicht wahr, Vater?

Ja, mein Kind, antwortete der Marquis mechanisch. Er wird vor acht Tagen nicht sich sehen lassen.

Bei diesen Worten öffnete er das Fenster, ein heftiger Windstoß warf den Laden herum, ein Wasserstrom fiel in's Zimmer, die Leuchter flackerten und die schwerseidenen Vorhänge machten ein dumpfes Geräusch.

Welch' ein entsetzliches Wetter, sagte der Mar-

quis, das Fenster schließend, wer weiß, ob er kommen wird.

Georg führte ihn an seinen Platz zurück und fragte sanft, wollen wir nicht ein Spiel machen, das wird dich zerstreuen.

Heute Abend nicht, liebes Kind, ich erwarte Jemanden, Herrn Thevenet. Der unselige Rechtsstreit beschäftigt dich zu sehr, Vater, sagte Georg und setzte sich ihn traurig anblickend, an seine Seite; mein Gott, wir werden ihn gewinnen.

Vielleicht, murmelte dumpf der Greis.

Vor einigen Tagen hattest du diese Besorgnisse, diese Befürchtungen nicht, Vater.

Der Augenblick des Richterspruches kommt näher, sagte der Marquis mit gepreßter Stimme und die Hände vor's Gesicht haltend; oder sollte ich nicht zittern, wenn von einem Richterspruche das Theuerste, die Zukunft, das Vermögen meines Sohnes abhängt? Dir bleibt nicht das Geringste, wenn wir verlieren. An mich denkst du, Vater! rief der junge Mensch, des Marquis Hand

küssend, ich bin jung, ich kann arbeiten, ich ertrage leicht die Launen des Geschicks, ich gewöhne mich anders, aber, Vater, du! — Der Ausgang des unglücklichen Streites läßt mich nur für dich bangen, doch es ist unmöglich, wir verlieren ihn nicht, wir haben die Billigkeit, unser gutes Recht für uns.

Ja, aber das Gesetz, — das Gesetz kann gegen uns sein, antwortete der Marquis, dem es nicht möglich war, seine Angst und Besorgniß lange zu unterdrücken, ich habe dich durch alles dies vor der Zeit nicht ängstigen wollen, mein Sohn, aber ich habe große Befürchtungen —

Und habt mir doch so viel Hoffnung gemacht.

Allerdings, ich habe jene entsetzliche Unruhe in ir vergraben, sie hat mich in einigen Monaten mehr aufgerieben, als die 70 Jahre eines glücklichen Lebens, ich sehe in deiner Seelenstärke kein Mißtrauen, aber ich wollte so spät wie möglich dich an meinen Leiden Theil nehmen lassen. Ich habe selbst Theresen meinen Zustand verschwiegen.

Sie weinte Thränen auf ihre Arbeit und sagte leise vor sich hin; ich habe sie seit lange geahnt.

Georg, du sollst diesen Abend alle Fäden kennen lernen, die uns in diesen unglücklichen Prozeß verwickelt, sagte der Marquis, Herr Thevenet wird dir alles auseinandersetzen. Für uns redliche Herzen ist es schwer, die feinen Schliche zu begreifen, durch welche Chikane und Schlechtigkeit den Sinn des Gesetzes verdrehen und die Gerechtigkeit zu einer Ungerechtigkeit zwingen können.

In diesem Augenblick schlug die Uhr neun, und die Schloßuhr wiederholte diese Stunde, die in der Provinz den Abend schließt, während er um diese Zeit in Paris kaum beginnt.

Es ist schon spät, sagte Georg, indessen Herr Thevenet kann noch kommen.

Wir wollen ein Spiel machen, sagte auf einmal der Marquis, es wird mich zerstreuen.

Kaum hatte er diese Worte gesagt, als ein Wagen in den Hof rollte und an der Freitreppe hielt.

Er ist's, rief der Marquis; wer weiß, was er für Nachricht bringt, es will mich immer bedünken, als wolle irgend ein neuer Umstand unsern Prozeß eine andere Wendung geben! welch ein unseliges Leben bringt ein solcher Streit mit sich.

Der Sachwalter trat ein, grüßte achtungsvoll und setzte sich an das Feuer. Ich hatte Ihnen, Herr Marquis, versprochen zu kommen und ich wäre gekommen, hätte es auch Lanzen geregnet.

Herr Thevenet war ein Mann an die funfzig; von scharfem, ruhigen Verstande, dem es nicht schwer wurde, Hilfsmittel zu finden. Seine Rechtlichkeit war so bekannt, daß die normandischen Bauern ihm ihr Vermögen ohne Handschrift gegeben hätten; und das ist viel behauptet. Seit lange war er des Marquis Anwalt. Wurde dem Marquis irgend ein Kauf oder Verkauf angeboten, so fragte er seinen Rechtsfreund um Rath, dieser versprach sich zu erkundigen, und nun ließ sich der Marquis um das Weitere unbekümmert.

Nun, Thevenet, sagte jetzt der Marquis ärgerlich, wie steht's?

Herr Marquis, es ist sehr zweifelhaft und ich glaube, wir verlieren.

Er sprach diese letzten Worte sehr leise, man fühlte mit welchem Schmerze er seinem Clienten diese traurige Wahrheit mittheilte.

Der Marquis bedeckte sein Gesicht, um die Blässe zu verdecken, die es bei dieser schrecklichen Nachricht überzog. Therese und sein Sohn umringten ihn tröstend, Mein Vater, bester Onkel, Muth, noch ist nicht alles verloren.

Der Notar ließ den ersten Augenblick der Erregung vergehen, dann fuhr er fort: Ich habe auch die Herrn von Roqueville-Bearn gesprochen.

Sie sind voller Hoffnung und tragen den Kopf hoch, sagte bitter der Marquis.

Im Gegentheil, sie fürchten; ich habe eine dreistündige Conferenz gehalten, und sie sind einem Vergleich nicht abgeneigt.

Ein Vergleich, unterbrach ihn der Marquis,

kann zwischen uns davon die Rede sein? nein, nein.

Der Vergleich, den man Ihnen, Herr Marquis offerirt, ist nicht schlecht, und läßt Ihnen das ganze Vermögen.

Was sagen Sie? rief erstaunt der Marquis, durch welches Mittel?

Hier muß ich nun, sagte der Notar mit Nachdruck, sich an Georg wendend, meine Worte an den Herrn Grafen richten, vorher aber alle Umstände dieses abscheulichen Prozesses genau referiren. Eine Frau Gräfin von Salle, die Tochter der Cousine des Herrn Marquis von Roqueville, starb am 8. Juli 18 . . ihre Verlassenschaft schätzte man über eine Million. Der Herr Marquis war ihr Erbe von Rechtswegen und nahm auch ohne Protestation und Hinderniß Besitz. Man erwartete das auch gar nicht anders, denn er war der nächste Anverwandte der Frau Gräfin, außer diesem gab es auch noch einen andern triftigen Grund, der allerdings vor dem Gesetz nichts gilt, wohl aber

in den Augen der Welt, er hatte zehn lange Jahre die Verstorbene gewartet und gepflegt.

Der Herr Marquis trat also vor 26 Jahren die Erbschaft an, Sie, Herr Graf, waren nur erst geboren. Die von Roqueville-Bearn, mit Ihnen Andergeschwisterkind, murrten darüber, sie hatten ein Legat gehofft, und bei ihren zerrütteten Finanzen schon in dieser Hoffnung geborgt. — Als sie sich getäuscht sahen, behaupteten sie, es müsse ein Testament vorhanden sein, denn eine so gute Verwandte habe unmöglich ihre Sorgfalt, ihre Aufmerksamkeiten vergessen können. Sie hatten ihr allerdings am Neujahrstag gratulirt und sie ein Mal eingeladen zu ihnen zu kommen, welches Anerbieten sie jedoch ausgeschlagen hatte. Man suchte, fand aber nichts; ich glaubte auch nicht, daß Jemand gehofft hat, etwas zu finden. So befand sich denn Herr Marquis im Genuß dieses Vermögens, das seit 25 Jahren unter seinen Händen nicht geringer geworden ist. Die Herrn Roqueville-Bearn wurden inmittelst mit ihrem Vermö-

gen fertig, es blieb ihnen nichts mehr als ein altes Schloß durch das der Wind zu wehen sich schämte und einige halbverhungerte Jagdhunde. Da schrieben sie an Ihren Herrn Vater.

Ich las den Brief, sagte kalt Georg.

Sie baten um ein Almosen, denn nie hätten sie das Darlehn zurückzahlen können? Der Brief war sehr herablassend, sie baten einen so guten Verwandten um Beistand, den sie so geliebt &c. Der Herr Marquis ließ sich bewegen. Wir, d. h. Herr Marquis antworteten, er nahm innigen Theil an ihrer Lage und wolle recht gern helfen, wenn auch nicht mit Geld; er wolle ihnen ein passendes Asyl bieten. Das kam zur rechten Zeit. Man verkaufte ihr Schloß und der Herr Marquis überließ ihnen das Haus der Frau Gräfin in Neufchatel, in dem sie lebte, ehe sie bei Ihrem Herrn Vater sich niederließ; dahin kam sie nur bei seltenen Veranlassungen auf 2 bis 3 Tage. Das Mobiliar war anständig, ich ließ es zum Empfang der Roqueville-Bearn in Ordnung bringen, so waren sie doch

unter Dach und Fach. Sie arrangirten sich unter meinem Beistand mit ihren Gläubigern nach Möglichkeit, bedankten sich und verhielten sich einen Monat ruhig. — Da verbreitete sich auf ein Mal die Nachricht, daß die Roqueville Bearn reich geworden wären, ihre Schulden bezahlen und eine größere Rolle spielen würden denn früher. Ihre Gläubiger freuten sich. Indessen blieb alles ein bloses Gerücht und man wußte nichts bestimmtes über die Art und Weise, wie sie ihrem zerrütteten Vermögen wieder auf die Beine geholfen, ich meinte, sie hätten ein Mittel gefunden im Roulette die Bank zu sprengen. Unglücklicher Weise kam es anders. Am vergangenen 15. Mai sendete Herr von Roqueville-Bearn uns eine Testamentsabschrift vom 24. März 18 . . unterschrieben von Marie Viktoria, Luise von Salle, Wittwe Heinrich Joseph Grafen von Salle. In diesem Testament sind sie zu Universalerben des gesammten Nachlasses eingesetzt. Sie verlangten vom Herrn Marquis Herausgabe der Erbschaft sammt allen

Nutzungen und Früchten, die er seit dem Antritt bezogen. Das Testament fand sich, wie sie sagten, im Nähtisch der Frau von Salle.

Wir verlangten das Original, es war in gehöriger Ordnung, obschon ich noch immer behaupte, sie haben es selbst gemacht. Der Prozeß nahm seinen Anfang, das erste Urthel wurde am verwichenen 16. Juli eröffnet, wir verloren. Herr Marquis appellirte, und werden wir auch hier verurtheilt, so müssen wir alles herausgeben. So ist die Lage der Sache, Herr Graf.

Die für unsern Gegner weit besser ist, so daß ich nicht begreifen kann, wie Vergleichsvorschläge ..

Sie fürchten, sage ich, Herr Graf, und das ist vielleicht der beste Beweis ihres Betrugs, der Sie um Alles bringen soll. Sie wissen recht gut, wie die öffentliche Stimme lautet, sie möchten den Prozeß nicht vor dem Gerichtshof gewinnen und vor der Welt, die sie mit Verachtung strafen würde, verlieren. Sie bieten daher die Hand zum Vergleiche. Das Testament wird ungiltig, sie lassen

dem Herrn Marquis gegen eine Abstandssumme von 200,000 Frank die Erbschaft. Das Verlangen ist nicht unmäßig, auch würden sie so schnell und so billig nicht die Hand geboten haben, wenn sie nicht die Schaar der Gläubiger hinter sich wüßten, denen sie so ein Schnippchen zu schlagen gedenken.

Das ist ja schändlich, rief der Marquis, indessen diese Familie hat nie anders gehandelt. Wie ist dieser schöne Name in den Staub getreten worden. Thevenet, sie sollen diese Summe haben und noch eine Pension von 6000 Frank dazu, wenn sie für immer das Land verlassen wollen.

Wir nehmen den Vergleich an, rief freudig und überglücklich Georg — ich würde noch mehr, die Hälfte unseres Vermögens gegeben haben, nur um meinen Vater aus der Bekümmerniß zu erlösen.

Es ist noch eine Bedingung dabei, sagte leise, als scheue er sich es auszusprechen, der Notar kopfschüttelnd und diese Bedingung geht sie an,

Herr Graf, um die Interessen beider Familien auf das festeste zu verbinden, bietet Ihnen Herr von Roqueville-Bearn die Hand seiner Tochter, Alice, an.

Mir, rief Georg erzürnt aufspringend, mir, bei Gott, den Antrag hätte er mir nicht in's Gesicht gemacht.

Es sind seine Worte, ich mußte meinen Auftrag ausrichten, sagte der Notar. Der Marquis ließ seinen Kopf auf die gefalteten Hände niedersinken, Georg näherte sich und sprach ruhig: Verzeihung Vater, nicht ich, Du hast zu antworten, bestimme, was ich thun soll.

Mein theures Kind, Du würdest Dich für mich opfern, Deinen ehrenvollen Widerwillen bekämpfen und das Gewissen deiner Ehre zum Schweigen bringen. Allerdings, mein Vater, muß ich dir, was Pflicht und Ehre anlangt, mehr glauben als mir, befiehl und ich heirathe jene.

Es trat eine feierliche Stille ein, die Augen standen beiden voll Thränen und fest ruhte Hand in

Hand. Der Notar nahm das Wort: ich mag nicht leugnen, daß die Roqueville-Bearn in keinem guten Rufe stehen, indessen wir leben in einer Zeit, wo man alles vergißt; auch sind das persönliche Fehler und Fräulein Alice soll ein treffliches Mädchen sein. Im ersten Augenblicke machte mich der Vorschlag stutzig, dann überlegte ich — denn Herr Graf, auch darüber muß man nachdenken.

Mein Vater entscheide, sagte ruhig Georg.

Der Marquis erhob sich.

Thevenet, ich schlage für meinen Sohn die Hand Alicens aus, sagen Sie ihnen, die Ehre sei unser höchstes Gut.

II.

Eine Freundin.

Georg geleitete den Notar bis an die Thür, dann sagte er sanft zu seinem Vater: Die hoffnungslose Erwartung ängstigt mich um deinetwil-

len, wenn alles zu Ende sein wird, wirst du ermuthigt sein.

An mein Elend werde ich mich gewöhnen, nicht an das deine, mein Sohn, ich werde durch diesen Glückswechsel nicht unglücklich, in meinem Alter sucht man keine Vergnügungen, bei Dir und unserer guten Therese werde ich mich stets wohl befinden. Er faßte bei diesen Worten beider Hände und drückte sie an seine Brust, dann fuhr er weniger erregt fort. Beruhigen wir uns, geh mein Freund und suche Ruhe zu finden, ich fühle, ich werde schlafen. Morgen wenn die Witterung freundlich ist und Lara geheilt, machen wir einen Ausflug, wir werden Wild treffen. Gute Nacht Therese, begieb auch Du Dich zur Ruhe, unser Leiden macht dir viel Schmerzen.

Gute Nacht, Vater, also morgen, sagte fast glücklich Georg, Therese umarmte schweigend der Marquis.

Sie gingen still an der langen Reihe der Gemächer vorüber bis zum Schlafcabinet des Mar-

quis. Im Saal richtete Georg den Blick auf das Portrait einer noch jungen Dame, ihr mildes Gesicht schien sich herabzuneigen wehmüthig zu lächeln. Meine Mutter, Du starbst zur rechten Zeit, rief er tief seufzend.

Georg, sagte Therese, ihn in ihr Zimmer einladend, gehen Sie nicht so von mir, Sie wollen mit mir sprechen.

Ach ja, denn ich bin sehr unglücklich, rief er, das Gesicht in seine Hände bergend, mein armer Vater, seinetwillen leide ich, bis heute glaubte ich an eine Gerechtigkeit, an eine Vorsehung, jetzt bin ich ohne Vertrauen, hoffnungslos, ich sehe nichts als den tiefen Abgrund vor uns, wie freudig wollte ich allein hinein stürzen, aber mein Vater und Sie, Therese!

Ich habe härtere Prüfungen bestanden, sprach sie ruhig, man ist nie völlig unglücklich, wenn man im Besitz eines guten Gewissens, das Haupt erheben darf, ich habe in meinem Unglück nie an

Gottes Güte, nie an der eignen Kraft verzweifelt.

Ich weiß es, Therese, Sie sind stärker als ich, der ich in diesem Augenblick schwach und unglücklich bin. Wie schön war das Leben bis hierher. Wie glücklich war mein Vater in seinem ruhigen, ehrenvollen Alter, auf wie viel Tage durfte er noch zählen. Sein Schmerz hat ihn gebeugt, wer weiß —

Er barg weinend das Gesicht in sein Tuch. Weinen Sie, sagte Therese, ihn an der Hand fassend, es ist der erste Schmerz, dem Sie erliegen.

Nein, sagte Georg Theresen ansehend, ich litt an einem andern Leid, Sie haben mich geheilt.

Warum diese Erinnerung? Das Andenken an jene Thorheit thut mir weh, sprechen Sie nie mehr davon.

Ich will gehorchen, meine Freundin, meine theure Mutter, aber gönnen Sie mir das Bekennt-

niß, daß Sie die Frau bleiben werden, die ich auf der Welt am meisten liebe.

Ich weiß es, sagte sie ernst, aber es wird ein Tag kommen, wo Sie eine Andere mehr lieben werden, und sie wird die Ihrige sein.

Ach, erwiederte er traurig lächelnd, wer soll mich heirathen, — mich, den Verarmten! Ja ich würde, fände ich ein junges reiches Mädchen aus vornehmer Familie, und hätte ich das Unglück sie zu lieben, nicht den Muth haben, es ihr zu gestehen, aus Furcht, man möchte meine Liebe für Berechnung halten.

Das wird Niemand, entgegnete Therese, wer die Hand Alicens ausschlägt und so in seinen Ruin willigt, heirathet keine Frau des Vermögens wegen. Muth, Georg, noch wich das Glück nicht ganz von Ihnen.

So tröstete sie ihn, bald suchte sie seine trüben Ahnungen zu bekämpfen, bald stählte sie seinen Muth gegen ein vorausgesehenes und vielleicht unvermeidliches Unglück, war doch ihre Seele tief

verwundet, ein neuer Sturm warf sie aus dem Hafen, den sie nach so viel Fährlichkeiten gefunden hatte.

Therese war die einzige Tochter des ältern Bruders der Frau von Roqueville, der Vater war, da sie noch ein Kind war, nach Amerika ausgewandert. Eine Verwandte die auf ihrem Gute tief in der Bretagne wohnte, nahm sie zu sich und vertrat Mutterstelle an ihr, sie hatte ja ihre Mutter am ersten Lebenstage verloren. Doch in jenen Tagen der Wirren und Verfolgungen war kein Zufluchtsort sicher, jene Verwandte, eine alte Dame, die zurückgezogen von der Welt, keinen Antheil an den Ereignissen in derselben nahm, wurde eingefangen und bezahlte mit ihrem Leben die Ehre eines großen Namens. Barmherzige Menschen nahmen sich Theresens an und übergaben sie einem alten Diener des Hauses, der sie zu ihrem Vater bringen sollte. Er brachte sie nach London, dort starb derselbe nach einigen Monaten im Hospital und ließ Theresen allein in der Welt.

Das arme Kind wurde in einer Verpflegungsanstalt, mit einigen hundert andern Unglücklichen erzogen; diese erste Erziehung legte ohne Zweifel den Grund zur Tugend der Geduld und Entsagung, die ihr Leben auszeichnete.

Ein Wunder führte sie in 15 Jahren zu ihrem Vater zurück, er kehrte mit unermeßlichem Reichthum aus den vereinigten Staaten zurück. Das an Entbehrungen aller Art gewöhnte Mädchen war plötzlich eine reiche Erbin geworden. Man zeichnete sie aus, überhäufte sie mit Schmeicheleien aller Art und ihr Vater hatte die Wahl unter zwanzig gleich würdigen Bewerbern. Therese blendete dieser Reichthum nicht, sie blieb einfach, bescheiden und so zu sagen, willenlos. Ihre Erziehung war gering gewesen und sie galt allgemein für ungebildet, aber man bewunderte ihre seltene Schönheit und sie konnte hoffen, daß man sie nicht blos ihrer Mitgift wegen heirathen werde. Sie wählte nicht, der Vater that es für sie, er gab ihre Hand einem Engländer, Sir Harry Neal, der

schönste Mann der drei Königreiche. Therese war damals 17 Jahr, schüchtern und naiv wie ein Kind, aber in ihrem Herzen regten sich Leidenschaften und sie liebte ihren Mann. Er war nicht so glücklich. Sein Temperament konnte im Gewöhnlichen keine Befriedigung finden, nach einem Jahre seiner Ehe, langweilte ihn sein Glück zum Sterben, allmählig fing er ein ungebundenes Leben an. Mittlerweile starb unglücklicher Weise Theresens Vater. Jetzt verheimlichte Harry die Rückkehr zu seinen alten Gewohnheiten nicht und beging Thorheiten, die seine Frau auf die Dauer nicht ignoriren konnte. Sie liebte ihren Mann zärtlich, wie ein liebendes, unerfahrnes Herz liebt; so lange er sich die Mühe gab sie zu betrügen — das hätte er immer thun können, denn es war so leicht — war sie glücklich, als er sich aber zeigte, wie er war, als er seine Gesinnung eben so wenig als seinen Lebenswandel versteckte, verfiel sie in eine düstre Melancholie, in der sie keinen Trost fand. Alle ihre Hoffnungen waren dahin, der, den sie so sehr,

so hingebend geliebt hatte, hatte sie betrogen, verrathen, verlassen. Sie verbarg ihren Schmerz, keine Klage kam über ihre Lippen, allein sie lebte getrennt von der Welt, die Zeugin von den scandalösen Abenteuern ihres Mannes.

Nach zehn Jahren hatte Therese in dem Frieden des Landlebens unter Studien Ruhe, Trost und eine Art Glück gefunden; ihr Gemahl stand am Ende seines Reichthums, seiner Jugend und seiner Gesundheit. Als er eines Tages seine Frau aufsuchte, erkannte sie ihn kaum wieder; der elegante Cavalier, der schöne Mann war ein gebrechlicher Greis geworden. Therese hatte für ihren Mann ein anfangs schmerzliches Andenken bewahrt, als dieser Schmerz sich gemindert hatte, erinnerte sie sich der schönen Zeit, wo sie an Liebe, an eine glückliche Zukunft geglaubt. Als sie ihren Mann wiedersah, schnürte es ihr die Brust zu, das Bild der Vergangenheit schauend, den sie geliebt, wohl bedauert, war todt, ein Mensch stand vor ihr, den ihr Herz nie gekannt. Krankheit, Sorge um zer-

rüttetes Vermögen hatten ihn mürisch, launisch gemacht, Therese pflegte und wartete ihn mit Engelsgeduld. In dem Grade, als ihre Geduld stieg, wuchs seine Leidenschaftlichkeit, die seine Gesundheit vollends untergrub und ihn seinem Ende entgegenführte. Therese fand ihn einst getödtet von Zorn über ein Fenster, das er mit großem Geräusch geschlossen und das man aus Unachtsamkeit geöffnet hatte. Neue Sorge suchte sie heim, ihr Mann, dem sie die Verwaltung des Vermögens überlassen, hatte nicht nur sein, sondern auch ihr Vermögen fast ganz verschwendet, sie zog zu ihrer Tante, der Marquise von Roqueville. Noch immer war sie schön, und die tiefe Witwentrauer kleidete das blasse aber frische Gesicht und das Blond ihrer Haare gut. Sie hieß überall die schöne Engländerin. Im Hause der Tante fand sie eine Freundschaft, die ihr Herz, das seine schönsten Gefühle so lange hatte zurückhalten müssen, auf das Innigste erwiederte. Georg war damals 18 Jahr, er war kein Kind mehr, aber noch kein Mann.

Sein hoher, aber schwacher Wuchs, das leichte Bärtchen verkündeten kaum die Grenze der Jünglingszeit und sein Wesen war schüchtern und beinahe noch kindlich naiv.

Therese fühlte bei seinem Anblick stets eine peinliche Unruhe, er glich ihrem Gemahl und sie dachte lebhaft bei sich, wie glücklich sie der Besitz eines solchen Sohnes machen würde. Im Anfange wagte er nicht auf sie zu sprechen, er sah sie nur verstohlen an und schien sich in ihrer Gesellschaft unbehaglich zu fühlen; sie beschäftigte sich aber so oft mit ihm, daß er bald seine Schüchternheit ablegte.

Ihre mütterliche Liebe äußerte sich auf tausendfache Weise, sie nannte ihn nur „mein Kind," und oft sagte die Marquise, wenn sie liebkosend die Hand auf sein Haupt legte, mein Georg, jetzt hast du zwei Mütter.

Plötzlich wurde er ernst und still, ganze Tage durchstreifte er den Wald, unter dem Vorwand zu jagen, obschon man ihm oft nachwies, daß sein

Gewehr nicht ein Mal abgeschossen worden. Sein Blick hatte etwas fremdartiges, seltsames, bei einem unbedeutenden, nichts besagenden Worte veränderte er auffällig seine Gesichtsfarbe, er floh alle, selbst Theresen, so daß die Marquise oft voll Unruhe klagte: in der Seele dieses Kindes geht etwas vor, er magert ab, wird blaß und sein leidendes Aussehen verräth sein unglückliches Innere.

Der Marquis versuchte seinen Sohn zu erforschen, doch aus seinen unbestimmten verlegenen Antworten ließ sich kein Schluß ziehen.

Eines Morgens sehr zeitig, besuchte Therese den Theil des Gartens, der die kleine Wiese genannt wurde. Im Schatten einer Weinlaube saß Georg, die Hände übers Knie gefaltet, seine ganze Erscheinung beurkundete tiefe Trauer und große Thränen rollten langsam über seine Wangen. Geräuschlos näherte sich Therese und sagte sanft ihn berührend: „Georg, was machen Sie da?"

Blaß, zitternd stand er auf und wollte sich entfernen. Ernst hielt ihn Therese zurück, setzte

sich neben ihn auf die Bank und sagte: Georg, ich muß mit Ihnen sprechen, wollen Sie mir nicht einen Augenblick schenken?

Er antwortete durch ein bejahendes Zeichen und rückte bis an das Ende der Bank.

Was betrübt Sie, nahm Therese das Wort, seit zwei Monaten, leiden Sie, bitte, sagen Sie es mir.

Er schüttelte das Haupt und senkte den Blick, als fürchte er dem Theresens zu begegnen.

Wie, kein Vertrauen zu mir? Sie wissen Georg, wie sehr ich Sie liebe, wie Alles was Sie betrifft, auch mich berührt. Sie müssen mir Ihr Leiden anvertrauen und wir wollen dann Hülfe suchen. — Also, was ist der Grund Ihrer Thränen

Ein Schmerz, antwortete er gezwungen.

Das ist mir nicht entgangen, ich wünsche den Grund zu wissen. Setzen Sie Ihr hartnäckiges Schweigen fort, so muß ich glauben, Sie haben kein Vertrauen zu mir, keine —

Wie weh thun Sie mir, rief er außer sich, sein Gesicht bedeckend, wenn Sie wüßten —

Ich bitte, mein Sohn —

Ich bin unglücklich, weil ich eine Frau liebe —

Therese erstaunte über diese Mittheilung. Warum machen Sie daraus ein Geheimniß, das ist doch kein Unglück; und nun, wer ist's?

Den Namen kann ich nicht nennen.

Gewiß Jemand aus der Nachbarschaft, fragte Therese, etwa die kleine hübsche Susanne, des Wildmeisters Tochter?

Nein, nein — doch ich sehe sie gern, weil sie einen Monat Ihre Kammerfrau war und mir von Ihnen erzählte.

Von mir, rief erstaunt Therese, in deren Seele ein entsetzlicher Verdacht fiel.

Mit gebrochener Stimme sagte Georg: Sie liebe ich. Verzeihen Sie mir, Sie haben zu diesem Geständniß mich gezwungen.

Therese schwieg, zum Tode blaß, Georg stand

zitternd vor ihr; nach langem Schweigen nahm Therese das Wort.

Setzen Sie sich neben mich, Georg, und lassen Sie mich sprechen. Ihr Geständniß ist eine mir so neue Thorheit, daß ich kaum daran glauben kann. Haben Sie nicht daran gedacht, daß ich Ihre Mutter sein könnte; Sie sind 18 ich bin 35 Jahr; daß ich an Ihre lebensfrische Jugendblüthe nicht das welkende Laub meiner Tage binden kann. Georg, wir wollen vereint an Ihrer Heilung arbeiten. Niemand erfahre unsere verhängnißvolle Liebe, sie bleibe unser, mein Geheimniß. — Sie müssen reisen.

So soll ich Sie verlassen, rief er bestürzt.

Nur auf kurze Zeit, es muß sein, bleiben Sie, dann gehe ich, verlasse den Frieden dieses Ortes, den ich nach langer Irrfahrt gefunden und Sie sind der Räuber meines stillen Glückes. Wollen Sie mich in die qualvolle Einsamkeit, in der ich traurige Jugendtage verlebt, zurück stoßen? Georg, meine Zukunft hängt von Ihrem Entschluß ab.

Ich werde reisen, mein Vater mag mich auf eine Universität schicken, dort will ich meine Bildung vollenden. — Behalten Sie mich in lieben Andenken.

Ich werde es, sagte Sie weinend, werde Ihre Mutter trösten und hoffe Ihre baldige Rückkehr.

Zwei Tage darauf reiste Georg nach Paris, nach 6 Monaten kehrte er zurück.

Der Anblick Theresens regte ihn noch immer auf, aber sie bemühte sich so emsig ihn zu zerstreuen, führte ihn den Unterschied der Jahre so oft vor, und zeigte ihm so viel mütterliche Zärtlichkeit, daß diese erste Leidenschaft völlig erlosch, und an ihre Stelle eine innige Freundschaft trat, die ihn Theresen, wie die zweite Mutter, achten hieß.

Ein ruhiges, glückliches Leben erfreute die kleine Familie, bis an den Frieden des Hauses das Schicksal pochte. Frau von Roqueville starb noch jung, dann setzte der unselige Prozeß die ganze Existenz der Familie in Zweifel.

Georg verlebte den Rest des traurigen Abend's in Theresens Gesellschaft, er suchte sie zu trösten und ihr Hoffnung zu machen, doch diese hatte sie aufgegeben, seit sie Thevenets Vorschlag gehört hatte.

Als sich Georg entfernte, rief sie in tiefem Schmerze unter Thränen:

Welche Wandlung des Glücks! Die Familie muß ohne Mittel, ohne Zufluchtsort das Stammschloß verlassen. Gott sei gelobt, ich darf ihr folgen!

III.

Des Sohnes Abschied.

Ein dichter Schnee bedeckte nach einigen Tagen die Wiesen und die Wälder, wie schwarze Figuren drückten sich die Thürme am fernen schneeigen Horizont ab. Schaaren von Raben schüttelten ihre Flügel und stiegen mit kreischendem, einförmigen

Geschrei in die Luft, von Zeit zu Zeit hörte man eine Büchse im Forste knallen, oder die Richtung des Windes brachte den Ton einer zersprungenen Glocke, oder den dumpfen Schall der Axt eines armen Holzhackers.

Im Schlosse war seit jenem unglücklichen Abend eine tiefe Ruhe eingetreten, die Familie befand sich heute in dem kleinen Saale, der am Ende der Allee lag und dessen Fenster nach dem Wege zeigen. Ungeachtet der kalten Witterung war das Fenster geöffnet, und Georg schaute von Zeit zu Zeit unruhig durch den großen schwarzen Bogen. In tiefes Schweigen versunken saßen Therese und der Marquis am Feuer. Sie erwarteten Thevenet und mit ihm die ihr Schicksal entscheidende Nachricht. Den Marquis schien eine völlige Theilnahmlosigkeit zu beherrschen, er saß gebückt vor dem Kamine, starrte in die Flamme und nährte sie mit kleinen Aesten, die das Feuer schnell verzehrte. Therese verstand dieses Schweigen, sie wagte jedoch nicht den Marquis zu stören,

ihr unruhiger Blick beobachtete alle Bewegungen Georgs und ihr Herz betete zu Gott, um Entscheidung, sei sie noch so entsetzlich, denn unglücklicher könne ja ihre Lage nicht werden.

Der Schall eines herbeisprengenden Pferdes ließ sich dumpf auf dem Schnee vernehmen, Georg eilte an's Fenster.

Es ist Thevenet.

Der Marquis und Therese standen auf, Georg eilte dem Ankommenden entgegen; kurz darauf trat er mit ihm in's Zimmer. Niemand wagte zu sprechen, bis nach einer Minute der Marquis ruhig fragte: Nun, Thevenet, wir haben verloren, ich bin gefaßt.

Georg und Therese fielen an seine Brust, es war ein Moment der Erleichterung, ja alle drei schien die Freude zu beseelen, von der Qual der Erwartung befreit zu sein; nur Thevenet war niedergedrückt. Der Marquis schloß beide in seine Arme und sprach, ich fürchtete vom harten Schlage mehr betroffen zu werden, jetzt, da alles zu Ende

ist, bin ich ruhiger. Ich verlasse das Schloß noch heute, denn jede Minute, die ich hier verleben sollte, wo ich so glücklich gelebt habe, wo ich zu sterben hoffte, wird mir zu einem Jahr der Angst. Nur das Nöthigste nehme ich mit; das Uebrige, Thevenet, bringt Ihr in Ordnung.

Herr Marquis, um Ihre Befehle zu vernehmen, bin ich erschienen, antwortete der Notar; eine große Thräne, die erste, die er in Gegegenwart seiner Clienten vergossen, perlte über seine Wange.

Dankbar reichte ihm der Marquis die Hand.

Mein Vater, wir reisen auf der Stelle, sagte Georg.

Ich hoffe, bemerkte der Notar, Sie erzeigen mir die Ehre mir zu folgen, wir können um so besser die Angelegenheiten ordnen.

Allerdings, Thevenet, nehme ich einige Tage euere Zeit in Anspruch, um eine bescheidene Wohnung zu suchen.

Ich stehe zu Diensten, übrigens müssen wir

uns nicht völlig niederschlagen lassen, ich habe ausgerechnet, daß uns doch noch etwas bleibt.

Etwa 20000 Frank, Thevenet.

So ist's.

Sie vergessen, mein guter Onkel, mein kleines Vermögen, 3000 Frank Rente, viertausend Frank in Allem. Wir werden, wie viele Andere Redliche, davon leben; und meine Behauptung, daß wir glücklich sein können, wird sich erfüllen. Herr Thevenet, führen Sie den Onkel, wir wollen Sie begleiten; und in Ihrem Hause das Weitere beschließen.

Fort von hier, rief der Marquis, Georg laß anspannen, ich will nicht aufs Schloß, es gehört uns nicht mehr, ich mag mein Zimmer, meinen Garten nicht wieder sehen, Georg verabschiede unsere Dienerschaft, ich will von den Armen nicht Abschied nehmen.

In einer Viertelstunde fuhr der Wagen vor, der Marquis stieg ein, von seinem Sohne und seiner Nichte unterstützt. Die Abreise glich einer Flucht.

Noch einen langen Abschiedsblick warf der Greis auf die Allee, — die großen Bäume schienen zu trauern, um die Mauern des alten Schlosses tanzten verhüllend die dichten Schneeflocken. Die Uhr schlug vier. Ihr Ton drang bis in's Herz des Marquis, die Erinnerung von 25 Jahren legte sich an seine Brust. Thränen überströmten das Gesicht, das er in die Ecke des Wagens drückte. Nur fort, fort, mit Einem Male sei all' dies Herzeleid zu Ende!

Georg und Therese nahmen an seiner Seite Platz, Thevenet saß auf dem Rücksitz, im Fluge rollte der Wagen dahin.

Nach einigen Tagen hatte die Familie ein kleines Haus in Neufchatel bezogen und Dank den Bemühungen Thevenets und Theresens, der Marquis fühlte sich nicht unbehaglich, an die Vergangenheit erinnerte ihn kein einziger Gegenstand, denn aus dem Schlosse hatte er nur das Portrait seiner Frau mitgenommen, dieses und das

Pianoforte Theresens waren der einzige Schmuck des kleinen Saales, in dem nußbraune Möbel und tiefe bequeme Lehnstühle standen; die beinahe kleinliche Ordnung aber war ein Beweis von Einfachheit, ja Armuth.

In der ersten Zeit schien der Marquis völlig gefaßt, er hatte den Notar mit dem Arrangement der Sache beauftragt und davon zu reden, oder den Namen seiner Gegner zu nennen, verboten. Georg und Therese aber ließen sich durch seine gleich sich bleibende Ruhe nicht täuschen und oft, wenn er heiter mit ihnen sich unterhielt, wechselten sie trauernde Blicke.

Georg bemerkte kaum, welche Veränderungen für ihn der Wandel des Glücks gebracht. Er machte des Morgens mit seinem treuen Hunde weite Spaziergänge, des Tages las und arbeitete er, des Abends musicirte er mit Theresen oder spielte Schach mit dem Vater. Oft aber überraschte ihn Therese in tiefem Hinbrüten.

Eines Tages brachte Thevenet die Nachricht,

daß die Roqueville-Bearn nach Paris gereist. Sie werden bald am Grenzsteine ihres Glückes stehen, sagte der Notar, ich weiß daß sie in Verlegenheit sind; sie genießen kein Vertrauen, man verachtet sie ungeachtet ihres Reichthums. Redliche schlagen ihre Einladungen aus und nur ihres Gleichen sieht man auf dem Schlosse. Ja, was wollen Sie sagen, sie nennen sich jetzt schlechtweg von Bearn. Herr Geston von Bearn sucht eine gute Partie.

Er ist ein schöner Mann und wird in Paris, wo man ihn nicht kennt, eine reiche Erbin heirathen können.

Um so besser, antwortete Therese, mein Wunsch ist nur, daß sie nie hierher zurückkommen; wie sehr habe ich ein Rencontre Georgs mit ihm gefürchtet.

Die Herrn von Bearn reisten in der That nach Paris, noch ehe der Winter zu Ende ging, starb plötzlich der alte Herr von Bearn. Er hinterließ ein verschuldetes Vermögen, sein Sohn hatte nichts

eiligeres zu thun, als mit den Gläubigern sich zu rangiren, die wie eine Wolke Raubvögel auf die schönen Besitzungen niederfielen, die Thevenet's Bemühungen so bedeutend erweitert hatten. Prozesse entstanden und Geston von Bearn zeigte sich überall, um, wie er sagte, seinen Feinden die Stirn zu bieten.

Als eines Morgens Georg seinen gewöhnlichen Spaziergang machte, suchte Therese den Marquis in seinem Zimmer auf.

Sie beunruhigten sich gestern, liebes Onkelchen, wegen Georgs Gesundheit und in der That, sie scheint zu leiden, ich möchte wohl eine Aenderung seiner Lebensweise anrathen.

Ich weiß es wohl, sagte schmerzlich der Marquis.

Die Ruhe reibt ihn auf, sein Geist sehnt sich nach Beschäftigung, die ihm hier nicht geboten wird, er muß einige Monate Paris besuchen.

Ich soll mich von meinem Sohne trennen, klagte der Marquis.

Noch ein Grund, ihn zu entfernen, den er aber nicht erfahren darf, ist: Geston von Bearn weilt hier, alle Tage fährt er in seinem Jagdwagen nach der Stadt, die Passanten mit Koth besprützend. Sie wissen, Onkel, wie sehr ihn Georg haßt. Ein Wort und Georg wird sich mit ihm schlagen.

Er wird ihn tödten, rief aufbrausend der Marquis.

Wenn aber ihr einziger Sohn bliebe; wir sind unglücklich genug. Georg muß fort, sprechen Sie noch heute mit ihm.

Der Marquis sah das Gewicht dieser Gründe ein und ergab sich in die Nothwendigkeit. Am Abend sprach er zu seinem Sohn.

Georg, Du lebst hier ein unbeschäftigtes Leben, was dich nicht erfreuen kann.

Ich habe das gefühlt, Vater, und meinen Entschluß gefaßt.

Von dem Du mir noch keine Mittheilung ge-

macht, sagte der Marquis erstaunt, nun laß hören, mein Sohn.

Arbeiten will ich wie Alle, die ohne Vermögen sind, und die sich durch ihr Talent eine Stellung, Vermögen erwerben. Hier kann ich das Ziel nicht erreichen, ich will nach Paris, dort soll mir das Studium der Rechtswissenschaft eine ehrenvolle Stellung verschaffen, und mich in den Stand setzen Ihr Alter mit den Rosen der Freude zu kränzen. Nicht wahr, Väterchen, Sie geben mir Ihre Einwilligung, ertragen wie ich den Schmerz einer vorübergehenden Trennung?

Mein lieber Sohn, Du hast mir noch keinen Schmerz bereitet, rief der Marquis, das schöne braune Lockenhaupt seines Georgs an die Brust drückend.

Nachdem er sich gefaßt, fuhr er fort, ich habe noch einige alte Freunde in Paris, sie werden dich mit offnen Armen aufnehmen, mein Sohn.

Wenn Du es erlaubst, Vater, möchte ich sie nicht besuchen. Mag sein, ich habe Unrecht, aber

das Gefühl vor denen zu erscheinen, die uns in besseren Lagen kennen gelernt, ist drückend. Ich will leben wie ein armer Student, der Mühe hat, mit seinem Wechsel auszukommen, ich will arbeiten und mich um die Welt nicht bekümmern.

Sie haben Recht, sagte Therese, aber nur nicht zu große Einschränkungen, wir sind im Stande mehr zu thun, Sie sollen 2000 Frank erhalten.

Zu viel, unterbrach ihre Rede Georg, es wird Ihnen nicht genug bleiben.

Wir wollen Thevenet entscheiden lassen, er kennt am besten die Ergiebigkeit unserer Hilfsquellen. — Wenn Sie übrigens nur wollen, so steht Ihnen das Haus einer Person offen, die Sie früher nicht gekannt.

Die Frau Gräfin von Aire? fragte abwehrend Georg.

Allerdings, sie war eine Verwandte Sir Harry Neal, ich habe sie oft in England gesehen. Eine lange Zeit ist vergangen, sie hat mich aber nicht

vergessen und von Zeit zu Zeit haben wir uns geschrieben. Es ist eine ernste, dem Anschein nach stolze, aber herzensgute Frau. Ein trauriger Zufall hat sie contrakt gemacht, sie kann nicht gehen. Sie werden sie besuchen, Georg.

Da Sie es wollen, ja, wenn ich sicher sein kann, sie allein zu treffen. Sie ist Wittwe und kinderlos, sagte Therese, aber ihr Vater hat eine Tochter aus zweiter Ehe hinterlassen, die Frau von Air erzogen hat. Wie verschieden sind die beiden Schwestern im Alter; Helene ist 18 Jahr, ich habe sie als blondes, munteres Kind gesehen, sie war ein kleiner Eigensinn; jetzt muß sie ein schönes Mädchen geworden sein. — Wenn ich mich nun in sie verliebte, sagte Georg lächelnd?

Da würden Sie sehr Unrecht thun, lieber Sohn, sagte, seufzend Therese, aber das wird nicht geschehen.

Gewiß nicht.

Die Abreise Georgs wurde festgesetzt. Herr Thevenet freute sich über diesen Entschluß und sah

darinnen für die Familie seines Clienten einen neuen Glücksumstand, er sah Georg schon als Notar und hoffte ihm in so mancher Beziehung nützlich zu werden. Georg erwartete den Tag seiner Abreise muthig und gefaßt, als er sich aber von seinen liebsten Gewohnheiten, von dem stillen Glück der Seinigen trennen sollte, das noch kein Geschick hatte untergraben können, als ihm der Gedanke entgegentrat, einsam forthin leben zu müssen, da überkam ihn ein kaum zu ertragender Schmerz.

Am Tage vor Georgs Abreise besuchte Herr Thevenet die Familie am frühen Morgen.

Wieder neue Gerüchte in der Stadt über den Grafen Geston, sagte er zu Theresen, man erzählt sich, seine Schwester, Fräulein Alice habe sich in ein Kloster begeben und ihrem Bruder durch eine Schenkung, donatio inter vivos, wie wir Juristen sagen, ihr Vermögen abgetreten. Ich hätte das nicht so hingehen lassen, denn dahinter steckt zweifelsohne eine neue Schurkerei.

Die Besitzung soll zu $^3/_4$ ihres Werthes mit Hypotheken belastet sein. Herr von Bearn, wie er sich jetzt nennt, versichert aber, eine Heirath werde ihn bald aus diesen Wirren reißen.

Wohin aber ist das gestohlene Gut, das ungerechte Vermögen gekommen? fragte Therese. Spiel, Verschwendung und Prozeß sind drei gefräßige Ungeheuer, die alles verschlingen, entgegnete Herr Thevenet.

An demselben Tage machte Georg und Therese einen kleinen Ausflug. Beide waren niedergeschlagen und schlugen in Gedanken den Weg von Albeville ein. Am Rande des Waldes, der die eine Seite des Weges begränzt, ließen sie sich nieder. Es war ein angenehmer Tag, die kahlen Eichen schlugen aus, die Obstbäume standen schon in der Blüthe und verbreiteten süße Düfte, über die ganze lachende Gegend strich ein milder Frühlingsathem. Georgs Blicke schweiften umher, und seufzend rief er der langen Allee, dem Schloß, den Gärten ein trauriges Lebewohl zu.

Warum sind wir hierher gegangen, sagte weinend Therese.

Lara war vorausgeeilt und bellte am Gitter, den Kopf nach seinem Herrn gewendet, als wolle er andeuten, daß er die alte Wohnung wiedererkenne. Im Augenblick fuhr der Wagen des Herrn von Bearn durch die Allee, er fuhr selbst. Das Pferd durch das Bellen des Hundes erschreckt, sprang auf die Seite, Herr von Bearn hieb schimpfend den Hund in die Seite.

Bei seinem Schmerzengeschrei sprang Georg außer sich, blaß wie der Tod, empor.

Halten Sie ein, rief Therese erschrocken, er ist Ihnen nicht ebenbürtig.

Ja ja, sprach die Hand an die Stirn gedrückt Georg, es ist Zeit, daß ich gehe, es könnte sonst ein Unglück geschehen.

Der Marquis erfuhr von diesem Vorfall nichts. Als am Abend Lara dicht neben ihrem Herrn lag, leidend und niedergeschlagen, rief er aus: der Hund ist traurig, weil wir es sind.

Georg legte seine Hand auf den weißen, weichen Kopf des Thieres und sagte: ich nehme einen Freund mit. Von dem Sie uns in Ihren Briefen zu schreiben nicht vergessen mögen, fügte lächelnd Therese hinzu.

Scheinbar ruhig begaben sich alle zur Ruhe, aber kein Auge schloß sich in dieser Nacht. Am Morgen segnete der alte Marquis seinen am Bett knieenden Georg, er umarmte Theresen und ging. Herr Thevenet geleitete ihn an den Wagen, drückte ihm noch einmal herzlich die Hand und sagte:

Herr Graf, was ich besitze, steht zu Ihren Befehl, kann ich Ihnen nützlich sein, gleichviel worin, so schreiben Sie mir, ich kann diese Auszeichnung verlangen, denn 30 Jahre war ich der Rathgeber und ich darf die Aeußerung wagen, der Freund Ihrer Familie.

Ich weiß es, edler Mensch, sagte gerührt Georg, und Ihnen empfehle ich meinen Vater, ich will mit Gottes Schutz versuchen, was Muth,

Liebe zur Arbeit und das Gefühl, eine große Pflicht erfüllen zu müssen, vermag.

IV.

Das Hotel Beauséjour.

Mitten im Quartier latin, nicht weit von der ehrwürdigen Sorbonne, durch den Kaplan Ludwig des Heiligen gegründet, und durch Richelieu neu erbaut, wo die theologische Fakultät seit 5 Jahrhunderten geherrscht hat, nicht weit von dem alten Hotel Cluny, in welchem Herr von Sommerand ein die Neugier reizendes Museum angelegt, befindet sich eine düstere schmale und schmuzige Straße, die Maçons - Sarbonne. Kein Sonnenstrahl dringt herein, zu keiner Jahreszeit trocknet das Pflaster und an den schönsten Sommertagen ist hier ein fortwährender Koth, in welchen das alte Paris versinkt. Und doch hat diese Straße ihren Vortheil, die Wohnungen sind hier billig, deshalb ist

sie ausschließlich von armen Studenten bewohnt, die mit strotzender Gesundheit, Arbeitslust und mit 12 oder 1500 Franks aus der Provinz hierher kommen, um ein Jahr zu studiren.

Unter diesen finstern Häusern befindet sich ein großes, noch düsteres und noch mehr bewohntes als die übrigen, das man aus Ironie das Hotel Beauséjour (schöner Aufenthalt) genannt hat. Hier stieg Georg ab. Eine Stube im dritten Stock, vor der sich ein großer Vorschlag befand, die der Portier pomphafter Weise, Antichambre nannte, machte sein Logis aus. Das Meublement paßte dazu. Ein alter Sekretair, eine neue Commode von Nußbaum, ein Bett, mit blau und weiß gegatterten Vorhängen, die eine halbe Elle zu kurz waren, — das war alles. Vor dem einzigen Fenster, dessen dunkle Scheiben von einem wurmstichigen Rahmen gehalten wurden, stand ein schwarzer Tisch, der voll Thesen und Punsch war. Man konnte die Züge und Namen eben so deutlich erkennen, als die Spuren der Gläser die vor der

Punschterrine gestanden hatten. Auf dem Kamin stand eine Uhr, die schon seit 10 Jahren auf Mittag zeigte, und zwei zerbrochene Tassen. Die Tapete egal grau, war mit einigen schwarzen Arabesken von der Hand eines müssigen Künstlers geziert, ein anderes Werk von ihm, eine Federzeichnung: Magdalene in der Wüste, war mit vier Nadeln an die Wand gesteckt. Die übrigen Zimmer waren eben so luxuriös; die Treppe war bis zum ersten Stock erleuchtet und wurde alle Sonnabende gekehrt.

Georg hatte sich in sein Schicksal ergeben, die Veränderungen seiner Lage, der fast jähe Uebergang vom Ueberfluß zu dem Mangel, selbst das Andenken an seinen Verlust verursachte ihm keine Schmerzen. Er arbeitete des Tages und die langen Abende hindurch und hoffte kein besseres Morgen auf das schlechte Heut. Nur im Hintergrunde glänzte ihm eine lichte Zukunft, er sah das Glück der Seinen, das er gegründet. Mit erneutem Fleiße warf er sich auf das Studium und die

enorme Anstrengung schien ihm leicht. Seine Aufopferung erfüllte ihn mit jenem Stolze, der jeden Ehrenmann mit Erfüllung seiner Pflichten ziert.

Zweierlei hatte Georg aus der Zeit seines Reichthums gerettet, seinen schönen englischen Hund, Lara, und seine auf lange Zeit ausdauernde schöne Garderobe, in der man nicht einen armen Studenten suchte. Bald fiel seine Erscheinung auf und die jungen Mädchen in jener Straße nannten ihn den schönen Herrn.

Ohne seinen treuen Hund würde Georg die Einsamkeit mehr empfunden haben; er leistete Gesellschaft, er trauerte, wenn Georg ging und freute sich, wenn er kam. Das gute Thier verstand seinen Herrn. Wenn dieser, abgespannt, müde die Feder hinwarf und lange Zeit das Haupt in die Hand stützte, schmerzlich ausrufend: lieber Gott, stets allein! stand der Hund auf und stieß ihn leise mit der schmalen Schnauze an den Arm als wollte er sagen, Nun, bin ich nicht da! Oft unterhielt

sich Georg mit ihn von seinem Vater, von Therese, von Roqueville, von seinen liebsten Erinnerungen; das treue Thier hörte auf die Stimme und sprang vor Freuden, wenn sie liebkosend klang. Wenn Georg weite Spaziergänge machte, mußte er über die Springe des Hundes lachen, und die Aufmerksamkeit, die er ihm schenken mußte, gewährte ihm eine Zerstreuung, dann freute es ihn, wenn ein Vorübergehender den Hund lobte. Und Lara war schön, sein weißes, seidnes Haar, seine großen klugen Augen, sein langes Behänge und seine große Ruthe waren Zeichen einer ächten Raçe.

Ein Monat war vergangen, Georg hatte weder Besuche angenommen, noch gemacht, einige Commilitonen hatten zwar Bekanntschaft mit ihm gesucht, er hatte aber auf geschickte Weise die Bekanntschaften zurückgewiesen.

Eines Abends pocht es an seine Thür, und kaum hatte er geöffnet, als Lara hereinfuhr und sich dumpf grollend unter einen Stuhl verkroch.

Mir verdanken Sie, Herr von Roqueville, die

Rettung Ihres Hundes, sagte ein langer junger Mann, der schnell in's Zimmer trat. Ein schändlicher Kerl lockte mit einem Butterbrod seit einer Viertelstunde Ihren Hund, er hatte in der einen Hand einen Strick und jedenfalls keine löblichen Absichten, aber ich paßte ihm auf.

Ich danke Ihnen von Herzen, — arme Lara — und Sie waren so gütig sich bis zu mir zu bemühen.

Nachbarn müssen sich solche kleine Gefälligkeiten erzeigen, ich wohne in Nr. 27. Ihnen vis à vis.

Jetzt erinnerte sich Georg des großen Mannes, dem er auf der Treppe begegnet war, sein Gesicht war des großen Bartes wegen, nicht zu erkennen.

Einen so schönen Hund verlieren, ist störend, fuhr der Nachbar fort, aber es giebt in Paris keine Polizei, sonst würde man solchem Gesindel auf dem Nacken sitzen.

Ich werde künftig besser aufpassen und Lara nicht mehr allein hinuntergehen lassen.

Das möchte ich selbst rathen, der Hund kostet Geld.

Mir ist er nicht um die Welt feil.

Glaub's, ich hatte einst einen schönen Pudel, den ich entsetzlich liebte — unglücklicherweise verlief er sich und weg war er, ich setzte eine Belohnung von 20 Frank aus, man brachte mir alle verlaufene Hunde, Zeug, für das ich nicht 100 Sou gab, mein Hund kam nicht wieder, das ist störend.

Seitdem sah Georg zuweilen seinen Nachbar, allein die verschiedenen Naturen und die verschiedene Erziehung beider hinderte ein intimeres Verhältniß. Der Nachbar nannte sich Chlodomir Dumillet, trug lange Haare und einen spitzen Bart mit zwei entsetzlichen Enden, die zu seinen blühenden Wangen und seinem gutmüthigen Gesicht merkwürdig abstachen. Seine Geisteskräfte waren gering aber sein Charakter war heiter, offen und gutmüthig. Von seiner Mutter hatte er einiges Vermögen geerbt, und sein Vater, ein gemüth-

licher Pachter aus der Umgegend schoß jährlich etwas zu. Chlodomir wollte studiren, Jura, Medizin, er überließ die Wahl dem Zufall, denn ihm galt es gleich. Nach einem Monat war er noch nicht einig mit sich. Er beschloß es abzuwarten, rauchte täglich 12 Pfeifen, übte sich in Castagnetten schagen, und spazirte in Pantoffeln mit langen Schiffsschnabeln, einem indischen Schlafrock und rother Sammtmütze im Hause umher, er ging in's Theater, las jeden neuen Roman und ging nicht eher zu Bette, als bis er den Titel zu einem neuen Stück aufgeschrieben hatte; er nannte das literarische Beschäftigung. Man hatte ihn ungeachtet dieser Eigenheiten seines guten Herzens wegen, das Niemanden beleidigte, lieb und schätzte ihn als guten Kameraden.

Der Ernst, ja die Trauer Georgs hatten ihn anfangs abgeschreckt, indessen liebte er, obschon selbst gewöhnlich, die elegante Tournure, die Aristokratie des jungen Manns, der keinen Tabak rauchte, keinen Umgang hatte, und kein Kaffee-

haus besuchte. Er fand Interesse an Georg und um sein Vertrauen zu erwerben, erzählte er ihm seine Lebensverhältnisse.

Mein lieber Stubennachbar, redete er Georg eines Tages an, ich bin der glücklichste Mensch auf der Erde.

Sie sind der erste Mensch, von dem ich dies Geständniß höre, sagte lächelnd Georg und seufzte dabei tief auf.

Mein Gott, über was sollte ich mich beklagen, habe ich nicht alles vollauf, mein Leben zu genießen. Bin ich nicht jung, habe ich nicht 2000 Frank Rente, um nach meinem Gefallen zu leben und meinen kleinen Phantasien nachzuhängen.

Und doch giebt es Menschen, die im Besitz derselben Summe sich für arm halten, seufzte Georg.

Das kommt alles auf die Verhältnisse, die Umstände an, Liebster! Mit meinen zweitausend Frank spiele ich freilich eine erbärmliche Figur im Vergleich mit den jungen Leuten, die alle Tage im Caffee von Paris essen und auf dem Boulevard

des Italiens wohnen, aber hier in unserm Hotel spiele ich den großen Mann. Reichthum ist ein Nichts, wenn man seine Einkünfte im Auge hat, man kann ihn nur nach der Welt berechnen, in der man sich bewegt.

Wohl wahr, entgegnete Georg, indem er seine Umgebung betrachtete und sich erinnerte, daß er Einer der Wenigen sei, die in diesem Hause etwas aufgehen ließen, und doch noch Geld am Schluß des Monats besaßen.

Ich werde mich daher wohl hüten, unser Latium zu verlassen, fuhr Dumillet fort, es ist hier ganz angenehm, Sie werden sich hier ganz wohl befinden, nur müssen Sie sich erst einrichten, im Anfang freilich langweilt man sich.

Ich arbeite und bin deshalb nach Paris gekommen, versetzte Georg.

Wie ich, Bester. Man befindet sich aber auf Dauer in seiner eignen Gesellschaft schlecht. Sie müssen sich zerstreuen, die anhaltende Arbeit wird

Ihre Gesundheit untergraben, und hier krank zu werden, ist störend.

Das muß entsetzlich sein, sagte Georg. Er erinnerte sich jener Krankheit, während welcher sein Vater und Therese nicht von seinem Bette gewichen, da hörte er, als er drei lange schmerzliche Nächte nicht schlafen konnte, die lieben Stimmen um sich, die ihn beklagten.

Wenn Sie das Unglück treffen sollte, so bin ich da, sagte rasch Chlodomir, einen kranken Freund darf man Tag und Nacht nicht verlassen; denn um uns gegenseitig zu helfen sind wir auf der Welt. Und sollten Sie am Ende des Monats in Verlegenheit sein —

Ich bin Ihnen sehr dankbar, indessen wird der schlimme Fall nicht eintreten, antwortete Georg.

Mir ist es doch passirt. Einst wartete ich auf den Wechsel des Papa 10 Tage, das war sehr störend. Der Herr Portier, dieser Schuft, hatte den Brief vergessen, na er macht das nicht wieder.

Kurz, liebster Nachbar, zählen Sie in Allem ganz ohne Umstände auf mich.

Georg gewöhnte sich an ihn, denn sein gutes Herz ließ alle seine lächerlichen Eigenheiten vergessen, er gewann ihn lieb, doch machte er ihn nicht zu seinem Vertrauten, nie sprach er mit ihm über seinen Vater, über Theresen.

Zwei Monate war Georg in Paris, er hatte sich mitten in seinem thätigen Leben keine Erholung gegönnt, seine einzige Freude waren die Briefe seines Vaters, Theresens. Das waren Freudentage, sie ermuthigten und stärkten ihn, wenn er las, mit welcher Liebe sie an ihm hingen, wie vertrauensvoll sie auf ihn rechneten.

Therese hatte ihn so gebeten Frau von Aire zu besuchen, daß sich Georg eines Tags bei ihr melden ließ, die Gräfin war jedoch seit einer Woche auf das Land gereist und kehrte erst mit dem Winter nach Paris zurück.

Georg fühlte eine Art Beruhigung. Der Besuch hatte ihn niedergedrückt, er hatte sich eines

unbehaglichen Gefühles nicht erwehren können, als er, ein armer Student durch den hohen Thorweg trat, die breiten Stufen hinauf stieg und in das prächtige Vorzimmer des Hotels eintrat, das Frau von Aire in der Vorstadt Saint-Honoré bewohnte.

Chlodomir hat Recht, sagte er zu sich selbst, was will hier ein armer Student der Rechte? Wenn ihn die Diener zu Fuße kommen sehen, so werden sie sagen, er bringt den Schmutz seiner Straße mit, und die Herrschaft wird denken, der arme Teufel wird einmal ordentlich essen wollen. Mein Besuch ist gemacht und wird sich nicht wiederholen.

Einige Tage darauf schrieb Therese:

„Frau von Aire hat mir geschrieben, sie bedauert unendlich Ihren Besuch nicht haben empfangen zu können. Warum sind Sie auch so spät an den Besuch gegangen? Haben Sie etwa gefürchtet sich in Helene zu verlieben? Es war ein thörichter Einfall von mir, den ich Ihnen mitzutheilen, sehr Unrecht that. Im Uebrigen schreibt

mir meine Freundin, daß sich viel Bewerber für Helene finden und daß sie eine Wahl zu treffen genöthigt ist. Sie besitzt bereits eine Million und hat die Erbschaft ihrer Schwester zu hoffen; ein Vermögen, das ich Sir Harry Neal mitbrachte. Gott lasse sie glücklich werden!"

Einige Tage darauf erhielt Georg einen andern Brief, der ihn sehr in Verlegenheit setzte, er war von der Gräfin selbst; sie schrieb:

„Mein Herr! ich mag das Vergnügen Ihre Bekanntschaft zu machen, nicht bis nach meiner Rückkehr nach Paris verschieben. Frau Neal hat mir von Ihnen in ihren Briefen geschrieben, Sie sind mir kein Fremder. Wenn der Aufenthalt auf dem Lande Sie in Ihren Studien nicht stört, so erbitte ich mir Ihre Gegenwart auf einige Wochen in Charmilles. Sie finden hier den Frieden der Natur, Muse zur Arbeit und Personen, die sich glücklich fühlen, Sie zu sehen. Frau von Neal hat Ihnen ohne Zweifel mitgetheilt, daß ich eine gebrechliche Frau bin, ich kann die Zerstreuungen

der Welt nicht suchen, es ist ein gutes Werk mich zu besuchen. Ich erwarte Sie daher, und hoffe Ihnen den Aufenthalt so angenehm zu machen, daß Sie nicht bereuen werden einige Zeit in meinem Hause zugebracht zu haben."

In dieser Einladung lag eine Gemüthlichkeit, die Georg nicht erwartet hatte, er sah ein, daß Frau von Aire um so liebenswürdiger geschrieben hatte, je mehr ihr die Verhältnisse bekannt waren, seine Lage kannte sie, sie hatte den Brief an Herrn von Roqueville adressirt, Studenten der Rechte, und ihr zartes Verfahren ergriff ihn tief.

Nur die Idee, er werde nach der Rückkehr sein Stübchen noch finstrer, sein Meublement noch elender, kurz alles noch unerträglicher finden, schreckte ihn ab den Luxus aufzusuchen und ein Leben, von dem er sich entwöhnen müssen, wenn auch nur auf kurze Zeit, zu genießen. Auf der andern Seite lockte ihn die Aussicht, die frische Luft, den frischen Duft der Wiesen einzuathmen, das junge Grün der Bäume, den reinen Spiegel der Bäche zu se-

hen, zu wandeln im Frieden stiller Haine, er malte sich die Freude Lara's aus, der durch den Forst jagen werde, das Vergnügen Abends mit der kranken Dame im Lehnstuhl plaudern zu können, die ihm so fein das Gastrecht angeboten hatte.

Er schwankte noch, da besuchte ihn sein Nachbar, diesem zeigte er die Einladung.

Was, Sie wollen sie nicht annehmen, an Ihrer Stelle wäre ich lange fort.

Haben Sie nicht gesagt, arme Studenten, wie wir, sollen hier bleiben?

Das habe ich nicht gesagt, im Uebrigen sind wir nicht arm; erstens, und zweitens handelt es sich nicht darum, eine Wohnung in dem schönsten Theil von Paris zu suchen, sondern auf das Land zu ziehen, wo Sie wie zu Hause sind. Dort sind Sie kein armer Student der Rechte mehr, dort sind Sie Herr von Roqueville, ein junger, liebenswürdiger Mann, geschickter Billardspieler, gewandter Jäger und kommen in Gesellschaft eines Hundes,

für den ein Liebhaber seine 25 Louisd'or spielend zahlt, das Alles empfiehlt.

Also soll ich die Einladung annehmen?

Nun freilich, obgleich ich mich, so lange Sie und Lara nicht hier sind, abscheulich langweilen werde. Wenn man sich an Jemanden gewöhnt hat und plötzlich allein dasteht, das ist störend — aber Sie werden mir schreiben.

Gewiß, mein Freund, sagte Georg, die Hand reichend.

Bei diesen Worten, machte Chlodomir eine halbe Pirouette, um seine Rührung und seinen Stolz zu verbergen, denn zum ersten Mal hatte ihn Georg seinen Freund genannt.

Sie lassen mir Ihren Schlüssel, ich werde Acht auf Ihre Effekten haben und so lange spektakeln, bis das Geschmier von der Wand kommt, bei Ihrer Rückkehr finden Sie neue Tapete. Wann gedenken Sie zu reisen?

Jetzt wo ich entschlossen bin, sobald als mög-

lich, antwortete Georg, ich schreibe jetzt und übermorgen Abends bin ich in Charmilles.

V.

Georg an Therese.

Charmilles, den 5. Juni 18 . . .

Nun habe ich gefolgt, Therese? Sie haben mir befohlen Frau von Aire zu besuchen, und ich bin auf ihrem Landgute, wohin mich ihre Liebe zu Ihnen eingeladen hat. Aber, meine theuerste Freundin, Sie haben so viel Gutes von mir geschrieben, daß die Wirklichkeit hinter der Schilderung in Ihren Briefen zurückbleiben wird.

Ich bin unendlich glücklich, denn das Langentbehrte genieße ich wieder, den Umgang einer Familie.

Am Montag, heute gerade eine Woche, kam ich hier an. Denken Sie sich ein Schloß aus dem Zeitalter Franz I. mit eleganten und passenden Verzierungen nach neuem Geschmack. An dem

Park gränzt der prächtige Forst von Fontainebleau, unter dessen tausendjährigen Bäumen so manche köngl. Jagd dahin brauste. Von allen Seiten findet das Auge Ruhepunkte auf den dichten grünenden Massen, die einen so frischen Schatten geben als die unsrigen in der Normandie.

Von eignen Gefühlen, die ich jetzt thöricht nennen möchte, gequält, reiste ich aus Paris, aber je weiter ich mich meinem Ziele näherte, je mehr ich Gewässer, Haine, Ländereien, und den freien Horizont sah, in der Maaße, als ich die duftreiche Frühlingsluft einathmete, in der Maaße wich mein Seelenschmerz und ein Gefühl des Wohlbehagens trat an die Stelle trauriger Erregung.

So gestimmt kam ich hier an; es dunkelte schon, — im Salon traf ich die Gräfin. Wie schön muß sie gewesen sein; denn noch jetzt trägt ihr ernstes Profil, ihr weißer Teint und ihr schwarzes über der gebietenden Stirn getheiltes Haar Spuren früherer Schönheit. Sie wissen, daß Sie

in Folge eines Sturzes vom Pferde nur an Krücken gehen kann.

Sobald ich ihr gemeldet worden war, sandte sie ihre Gesellschaftsdame, die ihr vorgelesen hatte und ließ mich zu sich bitten. Ich danke Ihnen, Herr von Roqueville, daß Sie gekommen sind, sagte sie, mir die Hand reichend, und hoffentlich auch nicht auf kurze Zeit, Therese hat mir geschrieben und mich gebeten, Sie wenigstens einen Monat hier zu behalten.

Dieser Empfang berührte mich höchst angenehm, ich setzte mich neben sie, wir sprachen von Ihnen. Keine Silbe erwähnte sie von unserem Unfall, doch sah ich aus ihrer Güte wie theilnehmend sie war. Noch war keine halbe Stunde vergangen und wir kamen uns vor wie langjährige Freunde. Von Zeit zu Zeit sah sie unruhig nach der Uhr.

Mein Gott, wie unruhig bin ich, meine Schwester und einige Damen, die uns diese Woche besucht, sind in den Forst spazieren geritten und noch nicht zurück.

Da vernahmen wir ein frohes Geräusch und Pferdegetrampel im Hofe. Fräulein Helene eilte herein und umarmte beinah ängstlich ihre Schwester. Sie warf mir einen Blick zu, als wollte sie mir sagen, ich bin ungehalten auf sie. Dann rief sie: Welche Unruhe hast Du mir gemacht, Helene, wie kann man nur so thöricht handeln! Ich bin überzeugt Du hast die Damen bis zu dem Zwei-Schwesterfelsen geführt.

Fräulein Helene nahm den Hut ab und ihre blonden Locken fielen über die von dem Ritt erhitzten Wangen. Sie schien etwas aufgeregt, wie ein Kind, das ausgescholten zu werden fürchtet, und doch auf seinen Trotzkopf bestehen will.

Ich glaubte nicht, daß der Weg dahin so weit sei, antwortete sie, indem sie sich der Schwester näherte und ihre feuchte Wange hinhielt, wenn du wüßtest, Regine, wie erhitzt wir sind.

Du bist ein ungezogenes Kind, antwortete Frau von Aire. Dann wurde ich vorgestellt. Fräulein von Entrevaux sagte mir einige verbindliche Worte

und verschwand mit ihren Begleiterinnen um Toilette zu machen, ich befand mich mit der Gräfin abermals allein.

Sie ist das Glück, die Hoffnung meines Lebens, sagte Frau von Aire zu mir, ich habe Niemanden als sie mehr auf der Welt. Wenn sie nicht glücklich wäre!

Sie sprach die Worte mit so tiefer Trauer, daß ich bis in das Innerste erschüttert war. Wohl hatte die arme, kranke Dame Recht.

Warum etwas befürchten, bemerkte ich, Fräulein Helene besitzt ja alle Glücksgüter der Erde, und Sie werden ihre Hand keinem Unwürdigen geben.

Sie mag wählen, Gott lasse sie nicht irren.

Nach einer Viertelstunde kehrten die Damen zurück. Fräulein Helene trug ein weiß mussslines Kleid und blaue Schleifen im Haar, diese einfache Toilette stand der anmuthigen, fast kindlichen Figur reizend.

Sie ist nicht so schön wie die Schwester, ja sie

ist nicht einmal durchgängig hübsch, sie besitzt aber einen eigenen Reiz, den die Gräfin nie gehabt haben kann. Ihr Wuchs ist klein und fein, ihre anmuthig blonden Haare bilden einen reizenden Contrast mit den hohen Augenbraunen, die keck sich an der breiten, reinen Stirn hinziehen, ihre Hand ist lang, weiß und durchsichtig, die Hand einer Madonna, sie weiß reizend zu gehen, zu sitzen und aufzustehen. Aus ihren lebendigen Blicken sprudelt Fröhlichkeit, man sieht, daß diese lebensfrohe Quelle noch kein Thränenschmerz heimgesucht, sie freut sich ihres Glückes, dessen sie sich nicht bewußt geworden und lebt ihr schönes vom Himmel ihr geschenktes Leben glücklich dahin. Es thut wohl, Therese, in dieses reine glückliche Auge sehen zu dürfen.

Der erste Abend verging mir wie in einer Familie, obschon ich zum ersten Male die Anwesenden sah. Man musicirte, man las vor. Die Damen gehörten zu der vornehmen Welt aus der Vorstadt Saint-Germain, sie alle zeichnet jene

Würde, jene natürliche Anmuth aus, die man sonst nirgends findet.

Mannspersonen sind nur zwei im Schlosse, ein alter Malthefer Ritter, der immer auf der Lauer steht Piquet zu spielen und ein langer junger, unbedeutender Mensch, der den ganzen Tag auf der Jagd ist und oft von Lara, mit Wem es auch sei, spricht.

Am Morgen nach meiner Ankunft nahm ich meine Arbeiten vor, Frau von Aire verlangte es ausdrücklich. Ihr Hauswesen soll keine Aenderung erleiden, sagte sie. Ich habe meine Papiere ausgebreitet, meine Hefte aufgeschlagen und studire wie in meinem Nothstalle zu Paris. Aber welch ein Unterschied, hier wird mir Alles so leicht, denn auf die Stunden der Arbeit folgt angenehme Zerstreuung. Ich gehe in den Salon, Frau von Aire ruft mich an ihren Lehnstuhl und erkundigt sich nach meinen Studien, Helene theilt mir ihre Absichten für den Abend mit, ich bin beinahe so glück-

lich wie sonst bei euch, meinem guten Vater und meiner lieben Therese.

Bisweilen mache ich einen kurzen Spaziergang nach einer Weinlaube, das Plätzchen gleicht dem unsrigen, hier bringe ich den Morgen hin, wenn noch Alles ruht. Mein Fenster gewährt die Aussicht auf einen alten Ueberrest von Festungswerken. Ein achteckiger Thurm mit Schieferdachung läuft parallel mit der Terrasse, von der er durch einen mit Buschwerk bewachsenen Abgrund getrennt wird. Epheu rankt sich um die verwitterten Felsen und kriecht bis an den Bogen eines Fenster, das auf einem leichten Balkon ruht.

Eines Morgens, als ich auf der Mauer und Terrasse im Schatten des Weines saß, der seine Ranken auszubreiten beginnt, bemerkte ich mit einigem Erstaunen eine schlanke Gestalt, im Garten, die auf mich zu kam; es war Helene.

Schon so früh wach, rief sie mir mit ihrer reizenden Stimme zu. Man sieht doch gleich, daß sie lange auf dem Lande gelebt.

Zum ersten Male erwähnte sie meine Vergangenheit, doch schnell, als bereue sie ihre Worte, fügte sie hinzu:

„Ist es nicht ein Glück auf dem Lande leben zu können, ich bin hier so glücklich, daß ich immer hier bleiben möchte.“

Auch im Winter Fräulein? fragte ich zweifelnd an der Wahrheit ihrer Behauptung, wenn Blumen und Laub dahin sind, die Erde im Leichentuch träumt von der glücklichen Zeit des Frühlings, — werden nicht dann die Bälle in Paris ihren verlockenden Zauber üben?

Allerdings ist der Ball etwas schönes, aber die Musik, der Lichtglanz, der Lärm, diese Wohlgerüche ermüden, man kommt krank, mit Kopfschmerzen heim, ich liebe den Ball nicht.

Sie war bei diesen Worten innerlich bewegt, auch verbarg sie hinter diesen Worten etwas, das ich nicht errathen konnte. Sie ging einige Schritte und fuhr dann fort:

Gewährt nicht diese Seite des Schlosses einen

romantischen Anblick? Der Thurm, sagt man, stammt aus der Zeit Ludwig des Heiligen. Bei dem Anblicke dieser alten in Blei gefaßten Fensterscheiben, der düstern Mauern kommt es mir vor, als hätten hier seit Jahrhunderten nur die Fledermäuse gewohnt und die Spinnen ihr Filet gestrickt. Meinen Sie nicht auch? Und doch ist es nicht so, die alten Mauern umschließen das Beste des Schlosses, die Bibliothek — Sie waren noch nicht da, Sie müssen sie heut besuchen.

Wahrscheinlich, Fräulein, ihr Lieblingsplatz?

Nicht so ganz, erwiderte sie lächelnd, dort sind nur ernste Bücher, und meine Schwester meint, ich liebe die heitere Lektüre. Sie hat nicht Unrecht.

Nach Tische begab ich mich in die Bibliothek. Es ist ein ungeheures, mit alter ernster Pracht geschmücktes Zimmer, im Hintergrunde stößt ein reizendes Zimmer an, seine Fenster öffneten sich gerade über der Brustwehr der Terrasse, man kann mit einander reden und sich fast die Hand reichen;

und doch gähnt ein Abgrund von 20 Klaftern zwischen den beiden parallelen Mauern, an deren Enden dornige Brombeersträucher zwischen die Felsen kriechen.

An demselben Tage machten wir eine Fußpartie im Park, ich führte Madame **Dubourjas**, eine alte geistreiche, doch etwas tadelsüchtige Dame, die alle Vorrechte ihrer 60 Jahre in Anspruch nahm. Sie beehrt mich mit ihrer Freundschaft und nennt mich scherzweise ihren lieben Sohn. Wir promenirten langsam die Alleen, Helene eilte von Lara umtanzt, quer durch die Bäume. Frau **Dubourjas** folgte ihr mit den Augen und sagte seufzend: Wie glücklich ist das Kind!

Fürchten Sie, daß sie es nicht immer sein werde? fragte ich betroffen von dem Seufzer der ihre Worte begleitet hatte.

Allerdings, antwortete sie, Frau von Aire, eine sonst so kluge Dame, täuscht sich hier, sie überläßt Helenen die Wahl des Gatten, und ich bin überzeugt, Helene wählt nicht glücklich.

Und was bestimmt Sie zu dieser Annahme? fragte ich.

Helene ist lebendig, herzensgut, aber unvorsichtig. — Gebe Gott, daß ich mich täusche.

Gewiß täuschen Sie sich. Helene ist so anmuthig heiter! Noch kein Mann hat dieses stolze, eher ruhigen, als leidenschaftlichen Empfindungen zugängliche Herz erobert. Nein, nein, sie liebt nicht, hat nie geliebt, das zeigt ihr unbefangnes Lächeln, ihre engelsheitere Miene.

Sie werden sagen, Therese, ich sei in sie verliebt, ich schwöre das Gegentheil.

Ihr Anblick läßt mich nicht zittern, ihre Abwesenheit nicht trauern. Ich arbeite, denke an Sie und an meinen Vater. Sehe ich sie, so bleibt mein Herz ruhig, ich empfinde ein inneres Wohlsein.

Wie mir gestern Frau von Aire mittheilte, erwartete sie noch mehr Besuch, unser Zirkel wird an Ausdehnung gewinnen, an Innigkeit wahrscheinlich verlieren. Dieser Gedanke hat mich ei-

nen Augenblick in Betrübniß versetzt. Mag sein, daß ich als ein arger Egoist erscheine, aber ich konnte mich eines unangenehmen Gefühles nicht erwehren, wenn ich mir dachte, daß diese neuen Ankömmlinge unser schönes Familienleben unterbrechen würden. Ich habe aber Unrecht, denn Frau von Aire ist so gut, so liebreich gegen mich! und ihre Schwester so freundschaftlicher Gesinnungen voll, daß ich daran nicht zweifeln kann.

Lara ist hier glücklich, sie hat sich mit allen bekannt gemacht, Helene verhätschelt den armen Hund.

Adieu, Therese, ich bleibe noch einen Monat hier, ich habe es gestern Abends Frau von Aire versprechen müssen. Und mit Freuden habe ich das Versprechen gegeben, denn ich befinde mich so wohl hier, daß ich an keine Zukunft denke, nicht wahr, Therese, es ist klug, so zu leben, im Sonnenscheine sich zu baden und nach den Wolken nicht zu sehen, die hinter dem Horizonte aufsteigen? —

Nun bin ich fertig, Lara, sagte Georg, den

Brief siegelnd, es ist noch zeitig, wir können vor dem Essen noch einen Spaziergang machen.

Sie besuchten zusammen einen buschigen Theil des Parkes, von Kiefern durchschnitten; plötzlich schlug Lara an, sprang vorwärts und kehrte bellend zu seinem Herrn zurück.

Was muß es geben?

Kaum hatte Georg das gesagt, als er Helenen bemerkte, sie hielt einen Brief in ihrer Hand, und über ihr bleiches Gesicht rollten Thränen.

Sie weinen, Fräulein?

Es ist nichts, sagte sie und versuchte zu lächeln. Wer hätte nicht seine Leiden, auch ich habe die meinigen. Sie werden Niemanden von diesem Augenblick erzählen, Georg, Niemand, nicht einmal meiner Schwester sagen, daß Sie mich in Thränen gefunden. —

IV.

Das Herz eines jungen Mädchens.

Trauernd kehrte Georg in das Schloß zurück. Seine ganzen Ideen über Helene hatten sich geändert. Was war der Grund ihrer Thränen, von wem der Brief, den sie im Geheimen gelesen, den sie allen, selbst ihrer Schwester verhehlt? War der Brief von einem Geliebten geschrieben? Hatte sie nicht das Recht frei zu wählen und ihre Wahl offen zu bekennen? Georg erschöpfte sich in Vermuthungen aller Art. Er konnte die Ideen nicht los werden, und hätte alles darum gegeben, Helenens Vertrauen zu besitzen, um von ihr den Grund zu erfahren, der ihr scheinbar ruhiges, glückliches Leben trübte. Er sah Helenen zu Mittag wieder, sie war wieder ruhig geworden, und Niemand konnte den Schmerz ahnen, der etwa im Grunde ihres Herzens nagte.

Am Abend wurde das Wetter unfreundlich,

ein Sturmwind trieb dichte Wolken zusammen, der Donner rollte von Weitem und die Schwalben streiften mit ihren langen schwarzen Flügeln beinah die Erde.

Welch ein Wetter, sagte Frau von Aire und ließ die Fenster schließen, ich erwartete diesen Abend Besuch, aber die Armen werden haben unterwegs bleiben müssen.

Sie erwarteten die Familie von Rambert, sagte Frau Dubourjas.

Ich erwartete auch Frau von Malvalat und ihren Sohn, bemerkte die Gräfin und beobachtete dabei die Mienen ihrer Schwester.

Helene senkte das Haupt auf ihre Arbeit und schien emsig zu sticken; aber dem Beobachter konnte die Röthe ihrer Wangen und die Erregung ihres Blickes hinter den vorfallenden Locken nicht entgehen. Frau von Aire bemerkte das wohl und fand zu ihrer großen Freude ihren lang gehegten Verdacht bestätigt.

Der Besuch wird hier große Freude machen, sagte lächelnd Frau Dubourjas.

Gewiß, sagte schnell die Gräfin.

Georg ahnte unbestimmt, daß es sich um ein Heirathsprojekt handele und seine Seele trauerte.

Weinte sie diesen Morgen deshalb? fragte er sich und fand eine Beruhigung in dieser Idee.

Eine Viertelstunde darauf hörte man einen Wagen in den Hof rollen.

Helene war die erste, die das Geräusch des Wagens vernahm, der über den nassen Sand glitt; sie eilte hastig in die dunkle Fensterbrüstung.

Kurz darauf meldete man die Frau Baronin von Malvalat und ihren Sohn, Herrn Albert von Malvalat. Die Gräfin empfing sie höflich aber nicht herzlich, mit Freuden bemerkte das Georg; denn er mußte sich sagen, daß sein Empfang herzlicher gewesen sei.

Die Baronin war eine große, hagere Dame und trug ihre 60 Jahre wie die Frau Dubourjas offen zur Schau. Für sich hatte sie der Welt ent-

sagt, sie sah ihren Sohn, so zu sagen, als Fortsetzung ihres Ich's an.

Gewiß hat noch nie eine Frau mit ihrer mütterlichen Zärtlichkeit so geprahlt wie diese Dame. In ihren 50 Jahren hatte sie Verzicht geleistet, mit ihren Talenten, ihrem Geiste und den Resten ihrer Schönheit etwas zu gelten, nur mit ihrem Sohne beschäftigt, stellte sie sich als ein Ideal der Mutterliebe auf. Wer sie kannte, wußte wohl, was er von diesen Uebertreibungen zu halten hatte, indessen stellte man sie doch als rührendes Muster von Aufopferung und mütterlicher Zärtlichkeit auf. Mußte man auch zugeben, daß sie ununterbrochen das Wohl ihres Sohnes im Auge hatte, so konnte man doch einen leisen Zweifel darüber nicht unterdrücken, ob sie bei anderweitiger Beschäftigung, eben so für das Interesse ihres Sohnes gesorgt haben möchte. Ihr Sohn selbst würde es sogar oft sehr gern gesehen haben, wenn sie mit ihrer zärtlichen Besorgniß, die oft in Plaze ausartete, sparsamer gewesen wäre.

Seit lange ging die Baronin damit um, ihren Sohn zu verheirathen; Gott weiß, wie viel sie sich damit gemüht haben mochte, ehe sie nach Charmilles kam mit den festen Gedanken, die Hand des Fräulein von Entredaux für ihren Sohn zu erbitten.

Albert von Malvalat, war ein junger, regelmäßig schöner Mann, fein und geistreich aber kalt, jedoch von tadellosem Benehmen.

Er hatte, wie es heißt, seine Gaben vortheilhaft zu benutzen gewußt und großes Glück bei den Damen gemacht.

Helene trat aus dem Fenster vor und empfing Frau von Malvalat, sie schien befangen und erröthete, als Albert sie begrüßte. Dieser erste Eindruck ging jedoch bald vorüber, ihre Unruhe verlor sich und sie wurde heiter und vergnügt.

Georg hatte hinter dem Lehnstuhl der Frau Dubourjas Platz genommen.

Haben sie bemerkt? fragte sie Georg leise?

Nein, antwortete dieser ziemlich aufgeregt.

Mein Gott, kein Mensch zieht das mehr in Zweifel, Herr von Malvalat gehört unter Helenens Bewerbern, er hat, wie ich glaube, Aussichten, es würde eine annehmbare Partie sein.

Georg nickte mit dem Kopfe, als stimme er bei und versuchte zu lächeln.

Die Gewitterschwüle greift meine Nerven an, fuhr die alte Dame fort, man erstickt hier, geben Sie mir Ihren Arm, lieber Sohn, wir wollen einen Gang durch die Galerie machen.

Sie entfernten sich und Frau Dubourjas sah zurück in den Saal, dessen Flügelthüren offen geblieben waren.

Herr von Malvalat gefällt mir nicht übel, hob sie das Gespräch wieder an, er ist ein galanter Mann, in der Welt gut gestellt. Helene hätte eine viel schlimmere Wahl treffen können.

Sie glauben, daß sie ihn liebt? fragte Georg, indem er Herrn von Malvalat mit einer ängstlichen Neugier musterte.

Ich weiß es nicht. Vorigen Winter war die

Rede von der Verbindung, Herr von Malvalat befand sich damals auf Reisen, seine Mutter betrieb die Sache. Sie hatte früher die Familie von Aire kennen gelernt und besuchte die Gräfin um die Sache in Gang zu bringen. Anfänglich schienen mir ihre Bemühungen erfolglos. In jener Zeit fürchtete ich, Helene werde eine andere Verbindung eingehen.

Eine andere Verbindung, die sich gelöst hat? fragte Georg.

So weit war es noch nicht gekommen, das hatte noch keine Folgen.

Aha sagte Georg lächelnd, eine Jugendliebe.

Eine thörichte Laune, wie sie junge Mädchen haben, sagte die alte Dame. Vergangenen Winter besuchte Helene zum ersten Mal einen Ball im Hause der Frau von Allurville. Hier verliebte sich ein sehr schöner Mann, dessen Benehmen allerdings die Provinz verrieth, plötzlich in Helenen. Es war der erste Mann, der zu diesem Kinde von Liebe sprach, doch er schien ihr zu gefallen. Das

System der Gräfin, das freie Wahl nachläßt, und Inclinationsheirathen gestattet, wagte das Verhältniß nicht zu lösen. Sie ließ der Sache ihren Lauf. Herr von Bearn wurde ihr vorgestellt.

Herr von Bearn, rief Georg, der Mann hieß Herr von Bearn?

Allerdings, kennen Sie ihn?

Sehr wenig, erwiederte kalt Georg.

Man sagt, er sei ungeheuer reich, antwortete die Dame, sein Name klingt schön, doch sieht er einem Emporkömmling ähnlich. Er besuchte also die Gräfin, es war zwar von einer Verbindung nicht die Rede, doch vermuthete ich es. Während der Zeit begab man sich auf's Land, und einige Tage nach der Ankunft in Charmilles gab uns die Gräfin ein glänzendes Festin.

Herr von Bearn war dazu eingeladen und blieb drei bis vier Tage hier. Frau von Malvalat war mit ihrem Sohne ebenfalls erschienen. Was damals geschehen ist, kann ich ihnen nicht sagen, denn ich weiß es mir selbst nicht zu ent-

räthseln. Thatsache ist, daß Helene plötzlich Herrn von Bearn gewöhnlich, heftig, beschränkten Verstandes fand. Nebenhin erfuhr man, daß er entsetzlich spiele. Diese Entdeckungen kamen zur rechten Zeit. Herr von Malvalat ließ es sich sehr angelegen sein, er konnte mit seinem Nebenbuhler den Vergleich aushalten, kurz als er an demselben Tage wie Herr von Bearn abreiste, hatte sich die Scene total geändert. — Sie sehen, er allein ist wieder erschienen.

Hat die Frau Gräfin denn nicht Erkundigungen eingezogen über die Familienvorgänge und Verhältnisse dieses Herrn von Bearn? fragte Georg.

Nein. Sie erwartete den ersten Schritt von seiner Seite und da dieser nicht statt fand —

Im Augenblicke rief die Gräfin Georg und stellte ihn Herrn von Malvalet vor.

Meine Herrn, nach Versicherung meines Wildmeisters steht nach dem Gewitterregen Wild im Gehau, Sie werden morgen zusammen jagen können.

Mit größtem Vergnügen, sagte Herr von Malvalat, ich habe meinen Stox, einen englischen Hund, mitgebracht, der in Frankreich seines Gleichen nicht findet.

Sie haben den Hund Herrn von Roquevilles noch nicht gesehen, entgegnete Helene, den guten Lara, der ist der Zwillingsbruder Ihres Stox.

Georg berührte diese einfache Bemerkung, als sei ihm eine außerordentliche Gunst zu Theil geworden; er fühlte sich glücklich in der Wahrnehmmung, daß Helene etwas ihm Gehörigen Werth beilegte.

Als er des Abends auf sein Zimmer kam, war er sehr traurig. Der Himmel war heiter, ein leiser Wind vertrieb die Wolken und alles prophezeite für morgen einen herrlichen Tag. Georg untersuchte sorgfältig sein leichtes Jagdgewehr, von dem er die beiden Schlösser abgenommen hatte, und ordnete sein ganzes Schießzeug. Lara verwendete kein Auge, das kluge Thier verstand diese Vorbereitungen vollkommen. Statt sich wie ge-

wöhnlich vor das Bett seines Herrn zu legen, beschnupperte er die Kamaschen und Jagdschuhe und sprang ungeduldig umher.

Ja ja, mein Lara, wir gehen zusammen auf die Jagd wie in Roqueville, sagte Georg tief seufzend.

Der Hund flog an die Thür.

Morgen, Lara, rief Georg, der sich des Lachens nicht enthalten konnte, morgen, sobald der Tag graut; du glaubst wir sind in Roqueville.

„Roqueville" wiederholte er vor sich hin, das Haupt auf die Hand gestützt.

Er konnte den Namen nie ohne Schmerz aussprechen. Die Vorbereitungen zu morgen, die er eben beendigte, erinnerten ihn an die Jagden früherer Zeiten; an die glücklich ausgeführten Coups, die Heimkehr von der Jagd, die Abendkränzchen, bei denen man die Anstrengungen des Tages vergaß. Alles vorbei. Er hatte Roqueville mit seinen schönen Holzungen, Kleegefilden, die letzte Zuflucht an unglücklichen Jagdtagen verlassen auf im-

mer, und andere dominirten stolz auf dem Erbe seiner Väter. Da fiel ihm die Mittheilung der Frau Dubourjas über Geston von Bearn ein.

Diese Verbindung wäre nicht zu Stande gekommen, Helene hätte zu rechter Zeit erfahren, wer dieser Bearn ist; sagte er dumpf vor sich hin. Dann gingen die Erlebnisse des Abends an seiner Seele vorüber, er dachte an den jungen schönen v. Malvalat, den Helene auszeichnete, und den sie jedenfalls heirathen werde.

Mein Gott, er ist ihrer würdig, was soll diese Verbindung hindern. Sie wird sich ihm bald vermählen, und ich werde aber nicht Zeuge sein, sagte er unaussprechlich leidend.

Am andern Tage jagten Georg und Albert bis Abend, sie hatten kein Glück, Lara fing noch auf der Heimkehr dicht unter den Schloßmauern ein altes Rebhuhn.

Ich habe mich um deinetwillen recht gesorgt, mein Albert, sagte ihm entgegengehend seine Mutter, es passirt auf der Jagd allerlei Unglück.

Warum kommst du so spät? Alle waren in Angst deinetwegen.

Alle? das glaube ich, liebe Mutter, nicht, Sie gehen in Ihrer Liebe für mich zu weit, ein so großes Interesse hat man für mich nicht. Meinen Sie nicht, Herr von Roqueville, unser Außenbleiben wird Niemand sehr in Sorge gesetzt haben?

Du verstehst Deinen Vortheil schlecht, sagte Frau von Malvalat, als sie sich mit Albert auf dessen Zimmer befand. Helene war traurig, nachdenkend den ganzen Tag — Du findest sie jetzt heiter und zufrieden im Saal, — das bewirkt deine Rückkehr.

So meinen Sie, ich werde reussiren?

Gewiß, Du wirst Helenens Gemahl, es kann keinen andern Ausgang nehmen.

Sie ist ein reizendes Mädchen, es ist die glänzendste Partie, die ich vernünftiger Weise hoffen kann, und dann schein ich sie zu lieben.

So gestimmt begab er sich in den Saal; er war zuvorkommend, liebenswürdig.

Helene empfing aufmunternd seine Huldigungen,

Niemand zweifelte, daß sie ihn auszeichne. Georg litt an diesem Abende unsägliche Schmerzen, er war bis zum Tode betrübt, aufgeregt, und wagte sich selbst kaum den Grund dieser Seelenstimmung zu gestehen; er war eifersüchtig, ohne Ursache, ohne Recht. — Er hatte Herrn von Malvalat, als er mit ihm allein auf der Jagd war, kennen gelernt und mußte sich gestehen; daß er in mehr als einer Hinsicht ein ausgezeichneter Mann war, der Helenens Liebe werth war.

Frau von Aire, welcher Georgs Stimmung nicht entging, so sehr er sich zu verhehlen bemüht war, rief ihn zu sich.

Was fehlt Ihnen Herr Graf? — so nannte sie ihn seit gestern, um ihn vor Malvalat auszuzeichnen, der nur Baron war — Die mißlungene Jagd schlägt Sie nieder.

Es ist dem so, antwortete er lächelnd, ich hoffe aber nächstens diese Scharte auszuwetzen.

Niemand sah sein Herz, als er aber Abends

sich genau prüfte, erschrack er über die verzweifelte, leidenschaftliche Lage, in welcher er sich befand.

Sie liebt ihn, sie wird die seine werden. Warum kam ich armer Thor hierher. Warum mußte ich sie sehen, warum an diese Traulichkeit mich gewöhnen, warum an dieses Familienleben, in dem sobald ein Anderer den besten Platz einnehmen sollte, den an Helenens Seite, denn sie liebt ihn.

Dann fiel ihm die Begegnung am Tage vorher ein, er erinnerte sich des Briefes, Helenens Thränen.

Sie liebt ihn, und ist wieder geliebt; ihr Glück ruht im Schooß naher Zukunft, und doch weint sie im Geheimen, sie verbirgt etwas ihrer Schwester, und Jedermann. Eine Sorge lastet auf ihrem Herzen. Himmel, wenn es doch ein von Niemanden gekanntes Hinderniß gäbe, daß ihrer Verbindung mit Herrn von Malvalat entgegenstände?

VII.

Geston von Bearn.

Was beschäftigt Sie, mein lieber Sohn? redete Frau Dubourjas Georg an, der in einem einsamen Bogengang des Parkes auf und abwandelte. Sie hing dabei vertraulich ihren Arm ein. Er erschrack und sagte mit veränderter Stimme:

Meine Seele war selig im Angedenken an meine fernen Lieben, in der Hoffnung sie wieder zu sehen im Besitze ihrer Liebe, dem einzigen Trost meines traurigen Lebens.

Lassen Sie sich nicht durch solche Gedanken erweichen, sprach die alte Dame, ihm die Hand drückend, sie leiden. In der Jugend suchen uns diese Leiden heim, glücklicher Weise hat man die Kraft sie zu ertragen und die Mittel, sich zu zerstreuen. Sie arbeiten fürs erste, zu viel.

Ich habe seit vier oder fünf Tagen keine Beschäftigung vorgenommen.

Ich will das glauben, womit aber beschäftigen Sie sich, wenn Sie in Ihr Zimmer eingeschlossen, sich von früh bis Abend nicht sehen lassen?

Ich habe in der That hierauf keine Antwort, ich möchte wohl vielerlei vornehmen, aber meine Seele ist müde zu jedem Geschäft. Es wird vorübergehen. Wie steht es mit Helenens Vermählung.

Ich will es Ihnen unterm Siegel der Verschwiegenheit mittheilen. Gestern Abend hat die Gräfin mit ihrer Schwester eine Unterredung gehabt. Sie hat Helenen mitgetheilt, daß allem Anschein nach Herr von Malvalat um ihre Hand anhalten werde, und sie gefragt, welche Hoffnung man ihm machen könne.

Ich weiß, hat Helene unter Thränen geantwortet, daß er mich liebt, ich glaube, auch ich empfinde für ihn dasselbe Gefühl, —

Das hat sie gesagt? unterbrach sie Georg.

So ist's, indessen setzte sie hinzu: Doch bedarf ich noch Zeit zur Ueberlegung.

So kann ich ihm deine Hand zusagen? — In einigen Tagen, liebste Schwester, will ich ihm die Antwort selbst bringen. — Mit diesen Worten hat sich Helene auf ihr Zimmer zurückgezogen.

Die Gräfin theilte das Resultat ihrer Unterredung mit Helenen der Frau von Malvalat mit, die darüber Freudenthränen vergossen. Eine allgemeine Zufriedenheit und Heiterkeit hat sich über die Familie verbreitet, und ehe noch der Herbst uns seine reifen Früchte bescheert, feiern wir die Hochzeit des schönen Paares.

Ich reise um diese Zeit nach Hause, bemerkte Georg kalt.

Schade, — doch nun zurück in's Schloß, die Damen spielen mit dem Ritter Piquet, — es wird Sie etwas zerstreuen.

Als sie eintraten, spielte man sehr eifrigst. Zur Seite des Tisches stickte Helene. Herr von Malvalat saß neben ihr; dem Faden ihrer Unterhaltung konnte man nicht folgen, — Anspielungen, Seufzer, Ausrufe folgten auf einander. —

Georg hatte Platz hinter dem Ritter genommen und folgte, um seine Unruhe zu bemeistern, anscheinend dem Gange des Spieles. —

Plötzlich meldete man Herrn von Bearn an.

Eine tiefe Stille trat in der Gesellschaft ein. Er trat ungenirt, sogar hochtrabend, ein und grüßte die Gräfin, die ihn höflich, aber kalt und erstaunt empfing. Georg durchschüttelte ein Fieberfrost, doch suchte er sich zu fassen; und beobachtete Helene.

Sie hatte den Arm an ihre Arbeit gestemmt und sah bleich wie ein Marmor.

Bearn bemerkte Georg. Eine leichte Röthe flog über sein Gesicht, doch verging dieser Augenblick der Aufregung, ja man könnte sagen, der Furcht, schnell vorüber.

Ich halte mich seit einigen Tagen, begann er, in Fontainebleau auf und wollte nicht verabsäumen, Ihnen meine Aufwartung zu machen. Ich habe gestern eine famose Jagd gemacht.

Die Herren hier, erwiderte die Gräfin, waren gestern nicht so glücklich.

Ja, fuhr Herr von Bearn fort, indem er Malvalat fixirte, es reicht zu einem guten Jäger die Flinte und der Jagdhund nicht hin. Manche gehen die ganze Saison auf die Jagd und bringen nichts als leere Taschen mit nach Haus.

Sie sind ein gewaltiger Nimrod, — fiel Frau von Aire ihm in die Rede.

Ich bin gerade kein heiliger Hubert, aber ich schieße nicht übel.

Georg war in das Billardzimmer getreten und sah in das Freie. Die Erscheinung Bearn's hatte sein Blut in Wallung gebracht, er mußte sich sammeln, ehe er sich zur Gesellschaft zurückbegeben konnte.

Bearn hatte sich Helenen genaht, und besah vertraulich ihre Arbeit.

Sie entfalten da eine Geschicklichkeit und Ausdauer, die Bewunderung verdient; ich glaube schöner arbeitet man nicht im Kloster.

Wir leben allerdings, antwortete Helene auf diese Bemerkung Bearns, sehr eingezogen und haben Muse zur Arbeit.

Erlauben Sie mir bescheidenen Zweifel, antwortete Bearn, Sie sind hier von so angenehmer Gesellschaft umgeben, daß die Stunden der Muse wohl sehr selten sein möchten.

Was mag er hier wollen? sagte halblaut Frau Dubourjas, malitiös kann er sein.

Herr von Bearn stützte sich auf die Lehne an Helenens Stuhl und fixirte sie kalt und dreist.

Seine Figur bildete mit der Malvalats einen eignen Contrast. Wenn schon vollkommen schön, fehlte ihm doch Anstand und Anmuth, das schwarze Haar, das fahle Auge, die dreiste Linie seiner Augenbraunen geben seinem Gesichte den Ausdruck der Rohheit, und ließ auf schlechten Umgang schließen.

Die durch seinen Eintritt gestörte Unterhaltung belebte sich nach und nach wieder, Niemand be-

achtete ihn weiter. Schnell beugte er sich zu Helenen und flüsterte ihr leise zu:

Sie kennen meine Bedingungen: Mein letztes Billet hat sie Ihnen mitgetheilt.

Welch eine Grausamkeit; antwortete sie traurig.

Gehen Sie darauf ein und ich verlasse sofort den Saal.

Nun wohl, es sei, diesen Abend, erwiderte sie nach einer kurzen Pause und wischte sich den kalten Schweiß von der Stirn.

Kurz darauf empfahl sich Herr von Bearn der Gräfin. Im Billardzimmer begegnete er Georg.

Guten Tag, Roqueville, Sie erwartete ich nicht hier.

Georg setzte einen Schritt zurück, und sah ihn mit einem Blick an, der Bearn beinahe aus der Fassung brachte.

Sie hassen mich, wie Ihren Todfeind, sagte er achselzuckend, — ich verstehe, ich würde an Ihrer Stelle noch aufgebrachter gewesen sein; indessen

warum haben Sie den Vergleich von der Hand gewiesen, mein lieber Cousin —

Ich verbitte mir diese Benennung; unterbrach ihn heftig Georg.

Ereifern Sie sich nicht; — wir spielen hier nicht Comödie; man möchte Sie hören und was wollen Sie überhaupt sagen, wir haben prozessirt und Sie haben verloren; ich begreife wahrhaftig nicht, welch nachtheiliges Licht das auf mich werfen sollte.

Er ließ sich hierauf von seinem Diener die Cigarrenbüchse und eine große Reitpeitsche geben und ging, ein Jagdliedchen pfeifend, von dannen. Mit verbissenem Groll rief ihm Georg nach: Wir treffen uns später.

Herr von Roqueville! — Er drehte sich um und sah Frau Dubourjas. In ihrem Gesichte malte sich der Schrecken, den ihr Georgs Ausruf verursacht hatte.

Sie haben Herrn von Bearn nicht zum ersten

Mal gesehen. Was ist zwischen Ihnen vorgekommen?

Es wird Ihnen, verehrte Frau, bekannt sein, daß ein verlorner Prozeß mein und meiner Familie Ruin herbeigeführt, daß ein Verwandter unser ganzes Vermögen besitzt. Herr von Bearn heißt auch Roqueville, — mit ihm haben wir prozessirt, wir haben verloren.

Wie, er, jetzt verstehe ich, er hat ihre Familie beraubt. Gott, wie ungerecht geht es in der Welt zu.

Es geschehen Dinge, sagte Georg mit bitterem Lächeln, die an einer Vorsehung zweifeln lassen.

Beruhigen Sie sich, mein lieber Sohn, es mag diese Begegnung Sie tief verletzt haben, aber der unangenehme Auftritt ist glücklicher Weise vorüber; hoffen wir, daß er nicht wiederkehre. Ich werde übrigens der Frau Gräfin davon Mittheilung machen, da Sie selbst das nicht können; — verlassen Sie sich auf mich.

Ich bitte erst morgen, nach meiner Abreise, sagte Georg.

Wie, Sie wollen uns verlassen, warum? nein das dürfen Sie nicht, Sie befinden sich ja hier wohl. Ueberhaupt können Sie im Augenblicke keine Erklärung abgeben, denn Sie sind zu aufgeregt. Kehren Sie zur Gesellschaft zurück, wir sprechen heut Abend auf unserer Promenade in der Gallerie mehr darüber.

Georg folgte mechanisch und verließ den Saal nicht wieder. Helene schien zerstreut, verwirrt, er schrieb aber diese Stimmung dem unerwarteten Erscheinen des Herrn von Bearn zu. Welchen Eindruck er auf sie gemacht hatte, konnte er sich entziffern, soviel aber sah er klar, daß sie ihn nicht liebe, wohl gar hasse; das las er im ersten Blick, den sie auf ihn richtete.

Ein Regenwetter hinderte am Abend einen Spaziergang in's Freie; die Damen nahmen ihre Arbeiten vor, die Gräfin ließ sich Bücher und Journale reichen. Helene arbeitete an ihrer Seite. Ihre

Bemühungen, ruhig zu erscheinen waren vergebens, ja ihre Unruhe schien von Stunde zu Stunde zu wachsen. Sie richtete ihre Augen angestrengt auf die Arbeit und beschäftigte sich mechanisch, um die Haltung nicht zu verlieren.

Mein Gott, Helene, Du bist ja heut unermüdet, man sollte wirklich glauben, Du arbeitest ums Lohn; ich brauche das Tabouret so schnell nicht. Die Gräfin legte nach diesen Worten die Hand auf Helenens Stirn und sagte: Du bist blaß, ist Dir nicht wohl?

Ich fühle mich ganz wohl, erwiderte hastig Helene. Wollen wir nicht ein Bischen musiciren?

Hier ist ein neuer Roman, Herr v. Malvalat, ich bitte. Die Gräfin reichte ihm das Buch und man sammelte sich um ihn, Helene saß im Schatten der Gräfin. Albert begann, kurz darauf schlug es zehn Uhr. Helene sprang auf und verließ kurz darauf den Saal. Georg folgte ihr mit den Augen; sie war blässer wie vorher und zitterte heftig.

Albert hatte das erste Capitel beendigt. Meine

Damen ich finde das Buch nicht anziehend, und irre ich nicht, so sind sie insgesammt meiner Ansicht; sehen wir davon ab und suchen wir uns ein Buch aus der Bibliothek.

Herr von Malvalat ist wohl so gütig.

Albert stand auf und bat Georg ihn zu begleiten.

Die Bibliothek befand sich auf dem andern Flügel des Schlosses. Man gelangte auf einer Wendeltreppe durch mehrere Zimmer dahin, die nur als Empfangszimmer dienten. Der Diener, der mit einem Leuchter ihnen vorausging, staunte, als er die Thür zur Treppe offen fand.

Ist denn Jemand hier gewesen? sagte er, vielleicht das Fräulein?

Sie steigen die Treppe hinan, alles ruhig; im Bibliothekzimmer befand sich Niemand; die Kerze erleuchtete kaum den weiten Raum, der einer gothischen Kapelle nicht ungleich schien. Das Gewölbe war verziert, eine herrliche Büchersammlung glänzte von den nußbraunen, mit Schnitzwerk

geschmückten Regalen. In der Mitte stand eine Tafel, die mit Kunstwerken und Raritäten bedeckt war.

Vor der kupfernen, mit Sorgfalt gearbeiteten Thür zum zweiten, als Arbeitscabinet dienenden Zimmer hing ein langer Vorhang, der sie verdeckte.

Sonderbar, sagte Albert, es riecht nach Tabak, man fühlt sich zu der Behauptung veranlaßt, Herr von Bearn sei durchgegangen. Georg antwortete nicht. Ein gemeiner Mensch, dieser Bearn, fuhr Albert fort, er sieht die Leute so an, daß sie große Lust verspüren könnten, ihm Impertinenzen zu sagen.

Georg stimmte durch Kopfnicken bei und blieb vor der Tafel stehen, während Albert die Regale durchsuchte. Ich suche nie Händel, finde ich aber jenen großen Herrn wo anders als im Salon der Frau Gräfin, so habe ich große Lust ihn Lebensart zu lehren.

Bei diesem Unterricht können Sie auf mich

rechnen, sagte mit schneidender Kälte Georg. —

Man sieht hier kaum.

Brennen Sie doch diese Kerze an, sagte Georg und zeigte auf einen Leuchter, der mit ausgelöschtem Wachslicht auf der Tafel stand.

Wer hat denn diesen silbernen Leuchter hier gelassen? rief erstaunt der Diener, ich habe ihn doch heut Abend in die Galerie gestellt.

Georg drehte sich um und bemerkte ein weißes Schnupftuch, das er am Parfüm erkannte. Hastig barg er es in seinem Busen.

Sie war hier, weswegen? um ungestört zu weinen?

Albert fuhr fort, die Bibliothek zu durchsuchen, bis ihn endlich Georg erinnerte, die Damen nicht so lange warten zu lassen.

Helene war, als die Beiden in den Saal traten, nicht zurück, es hatte sie auch Niemand bemerkt. Georg näherte sich Frau Dubourjas, die ihn, seit seiner Rückkehr in den Saal, stillschweigend beobachtet hatte.

Mein lieber Sohn, eine alte Frau hat das Vorrecht, zu jeder Stunde Besuch zu empfangen, besuchen Sie mich heut Abend, ehe Sie zu Bette gehen, auf meiner Stube, wir werden mit einander zu sprechen haben.

Nach einer Viertelstunde kehrte Helene zurück und nahm Platz hinter der Gräfin, die in ihrem großen Lehnstuhl wie vergraben schien; der Schatten des Stuhles verbarg Helenens Gesichtszüge. Niemand ließ sich durch ihren Eintritt stören, Albert hatte eine andere Lektüre begonnen, man hörte gespannt zu. Plötzlich erhob sich Helene, schwankte einige Schritte und fiel dann ohnmächtig nieder. Man eilte hinzu und richtete sie auf. Ihre Glieder bewegten sich krampfhaft und alle Bemühungen, Sie zu sich zu bringen, waren vergebens. Die Gräfin schrie laut auf, die Bestürzung war allgemein. Man trug sie endlich auf ihr Zimmer, wohin die Damen folgten.

Das sind Vorbedeutungen einer gefährlichen Krankheit, sagte Malvalat, wir müssen einen Arzt

rufen. Georg stand regungslos, ein Bild der Angst, an's Kamin gelehnt.

Es geht besser, sagte Frau Dubourjas, die nach einer Weile aus Helenens Zimmer zurückkam, es scheint ein Nervenanfall gewesen zu sein, der vorüber ist. Wir wollen uns beruhigen. Die Gräfin und Frau von Malvalat wollen diese Nacht bei ihr bleiben. Ich bin beruhigt und will zu Bette gehen. Wollen Sie mich wohl auf mein Zimmer führen? fragte sie Georg, seinen Arm nehmend.

Sie lieben Helene, sagte die alte Dame, als sie allein waren, ich habe es diesen Abend bemerkt. Aber mein Gott, was haben Sie für Hoffnung; sie ist ja Alberts Braut. Armer Freund, Sie haben Recht, Sie müssen abreisen.

Morgen, erwiederte Georg mit gepreßter Stimme, morgen, Sie waren stets so gütig gegen mich, helfen Sie mir einen Vorwand suchen.

Ich will es, sagte sie weinend, wie wehe habe ich ohne meinen Willen Ihnen oft durch meine

Lappereien gethan. — Ich hasse alle beide, den Herrn von Malvalat und Herrn von Bearn, alle beide, sage ich.

Noch an demselben Abende traf Georg alle Anstalten zur Abreise; Lara sah ihn traurig an, das treue Thier begriff, daß sein Herr mehr vorhabe als eine Jagdpartie. Ja, wir reisen nach Hause in unser kleines Zimmer, sagte Georg, fangen unser trauriges Leben wieder an, das wir nie hätten aufgeben sollen, mein armer Lara. Jetzt werde ich mich erst recht unglücklich fühlen, denn der Gedanke an sie wird mich nicht verlassen.

VII.

Zwei Freunde.

Georg reiste ab, ohne Helene gesehen zu haben. Eine Unpäßlichkeit hinderte sie die Stube zu verlassen und ihm Lebewohl zu sagen. Das Herz voll Erinnerungen und Trauer trat er seine

Reise an; Lara schien die Niedergeschlagenheit seines Herrn zu verstehen. Als sie in ihr kleines dunkles Zimmer in Beausejour eintraten, kroch Lara unter den alten Stuhl, auf dem Georg zu sitzen pflegte und achtete kaum auf die Liebkosungen Chlodomirs, der beide Hände Georg's treuherzig schüttelte.

Schon zurück, Nachbar, nicht amusirt? Herr Gott, wie freue ich mich, daß Sie wieder da sind.

Er bemerkte jetzt Georgs Niedergeschlagenheit und Abspannung und fuhr fort. Na, morgen erzählen Sie mir, heute müssen Sie zu Bette gehen, gute Nacht, vorm Frühstück besuche ich Sie.

Als Chlodomir am andern Tage früh Georg besuchte, fand er diesen noch im Bette, die Augen waren erhitzt, die Hände trocken und heiß.

Nachbar? was soll das heißen? fragte besorgt Chlodomir, die Landluft scheint Ihnen nicht sonderlich bekommen zu sein; Sie sind nicht wohl.

Es hat nichts zu bedeuten, erwiderte mit An=

strengung Georg — die Ermüdung — ich habe viel gejagt, — dann die Strappazen der Reise . .

Siebzehn Meilen, und noch dazu mit dem Dampfschiff, das will nichts heißen. Jagd — das lasse ich gelten. Sie haben sich übernommen, Kopfschmerzen, nicht wahr?

Ich bin todtmüde, das Tageslicht genirt mich, lassen Sie die Vorhänge nieder, Georg hielt bei diesen Worten die Hand vor die Augen und seufzte tief auf.

Ich hätte doch, wie ich anfangs wollte, Medicin studiren sollen, sagte Chlodomir. So, da bleibt ein Stück Schnur vom Vorhange in der Hand, auch gut, — eine verfluchte Wirthschaft in der Barrake.

Lassen Sie sich nicht bange sein, Georg, wir kuriren Sie. Ein Freund von mir ist ein tüchtiger Mediziner, den rufen wir, wenn es nicht besser wird; vor der Hand bin ich Ihr Krankenwärter und will mich einrichten.

Er eilte fort, kam aber bald wieder; hinter

sich her zog er seinen alten Lehnstuhl in der Hand ein Kopfkissen, das er Georg unter den Kopf legte, dann hatte er ein altes Buch in Duodez, das er aus einer Leihbibliothek geholt hatte, deren Neuigkeiten er alle durchstöbert; und machte dem Kranken ein Glas Zuckerwasser.

Nun Nachbar, bin ich in Ordnung, wollen Sie schlafen in Gottes Namen; — wünschen Sie etwas, nur heraus damit, wollen Sie sich unterhalten, ich höre zu, wollen Sie lieber nicht reden, lese ich in der alten Schwarte, die mir Gesellschaft leisten soll. Vor allen Dingen betrachten Sie mich als Ihren Krankenwärter und handeln Sie demgemäß.

Ich danke, mein Freund. Georg reichte ihm die Hand.

Sehen Sie, Nachbar, sagte Chlodomir gerührt, ich kann mir nichts traurigers denken, als die Einsamkeit, ich stürbe; ich brauche keinen Arzt, um unter die Erde zu kommen. Lara, Du bist nicht krank, mein Junge, rief er zum Hund gewendet,

der vor seines Herrn Bette lag, und traurig zu ihm aufblickte.

Chlodomir zog den Hund an sich und nahm wie liebkosend eine Pfote, deren Sohle er aufmerksam betrachtet. Hm! diese Pfoten scheinen nicht viel in Wald und Feld gekommen zu sein, murmelte er vor sich hin; legte das Buch weg und erzählte Georg alles was er erlebt; so daß dieser von seinen Erinnerungen abgezogen, zuhörte und nach und nach in einen leisen Schlummer verfiel. Der Athem wurde regelmäßiger, sein Gesicht transpirirte etwas und seine braunen Wangen färbte eine leichte Röthe.

Endlich schläft er; ich schlief in meiner Kindheit auch nur ein, wenn man mir Geschichten erzählte. He, Lara!

Lara erhob schnell ihren großen Kopf. Chlodomir griff in seine Rocktasche und holte ein Stück Zucker, eine Bewegung, die Lara genau kannte. Sieh, Lara, hier! sage mir die Wahrheit, ich hoffe, du belügst mich nicht. Wir sind wenig auf der

Jagd gewesen, oder vielmehr gar nicht, deine vier Pfoten sagen mir's. Siebzehn Meilen auf dem Dampfboot! — Davon wird man so schnell nicht krank. Halt, wie sehen unsere Stiefel aus? Sie sind nicht mehr und nicht weniger abgenutzt als deine Pfoten. Also das ist der Grund der Krankheit nicht. Wir waren in einem reichen Hause, wohl aufgenommen, gehätschelt, wir waren wie zu Hause. Einen Monat wollten wir wegbleiben und kommen über Hals und Kopf in 14 Tagen wieder, hm, dahinter steckt etwas.

Chlodomir betrachtete nach diesem Selbstgespräch seinen schlafenden Freund. Wir wollen mit der Sprache nicht heraus, na, er wird es mir schon anvertrauen. Womit Lara, wollen wir uns amusiren, wenn wir ein Pfeifchen schmauchten? meine Collegia repetirten, an den Papa schrieben? — leg dich Lara, und schnarche mit deinem Herrn um die Wette, am Ende schlafen wir alle drei.

Er vergrub sich in seinen Lehnstuhl und las, sah aber oft besorgt nach Georg. Lara lag unbe=

weglich zu seinen Füßen und sah mit den klugen Augen voll Betrübniß seinen Herrn an. Es war ein rührendes Bildchen. Chlodomir, sonst ein perpetuum mobile, wagte jetzt kaum das Blatt umzuwenden, um kein Geräusch zu machen; der Hund, sonst lebendig und feurig, regte sich nicht, und hinter den Vorhängen lag der arme Georg schlummernd, bewacht von seinen beiden Freunden, die in der Stunde des Leidens, der Einsamkeit ihn nicht verließen und seine Körper- und Seelenschmerzen zu mildern suchten.

Georg erwachte und sah gestärkter um sich.

Nun, Nachbar, wie gehts?

Bester Freund. Ich habe lange geschlafen, welche Zeit?

Mittag, erwiederte Chlodomir, und sah an die Uhr — unmöglich! Ach, verdammt, wie oft hat mich das alte Ding schon getäuscht. Warten Sie, ich will an meiner Uhr nachsehen, die mir mein Vater geschenkt; das Ding ist so groß wie eine Wärmflasche, — also doppelt nützlich.

Lieber Freund, sagte Georg, als Chlodomir zurückkam, wie bin ich Ihnen dankbar; es thut solche Liebe, solche Theilnahme im Leiden wohl, glücklicherweise bin ich nicht krank geworden; obschon ich herbe Leiden zu dulden habe, — doch meine Schuld, ich suchte sie. Chlodomir wissen Sie, Wem ich in Charmilles getroffen? Herrn von Roqueville-Bearn.

Das ist doch wohl ein Verwandter, Sie werden sich recht gefreut haben?

Ach ja, Sie wissen nicht, — ich werde vergeßlich und fange mit dem Ende an, sagte Georg, die Hand an die Stirn legend, ich will Ihnen die Geschichte erzählen.

Er erzählte hierauf mit wenigen Worten den Prozeß. Chlodomir hörte aufmerksam zu und rief am Schlusse: Weiß Gott, diese Begegnung hat alle Freuden Ihres Ausflugs vernichten müssen.

Das ist noch noch nicht Alles, fuhr Georg fort, wenn sie wüßten —

Jetzt schießt mir das Blatt, schrie Chlodomir, Sie sind verliebt.

Thöricht, setzte leise Georg hinzu; ich liebe hoffnungslos ein junges, schönes, reiches Mädchen, das die Wahl unter allen Partien Frankreichs hat. Der Bevorzugte ist noch in Charmilles. — Die Sache ist zwischen beiden Familien abgemacht, sie wird sich bald verheirathen.

Nun, nun, so lange man nicht am Altar steht, giebt man die Hoffnung nicht auf. Was kann der Bevorzugte vor Ihnen voraus haben? Er ist reich, da sie es auch ist, kommt das nicht in Betracht; von altem Adel? Na und Sie — ein Roqueville. Sein Ansehen ist mir unbekannt, aber, ohne zu schmeicheln, ich glaube nicht, daß er Sie ausstechen kann. An Ihrer Stelle, Nachbar, hätte ich das Feld nicht geräumt, nein, weiß Gott nicht.

Um Zeuge meines Unglücks zu werden!

Gott behüte, den verhaßten Nebenbuhler aus dem Sattel zu heben. Bester, Sie kennen nicht die Kraft des Willens in der Liebe. Hören Sie

ein Stückchen aus meinem Leben. Ich hatte mich in eine kleine Putzmacherin verliebt, reizend wie die Liebesgötter, Pamela. Sie war zum Anbeißen hübsch; eine wahre Perle. Ich werde schwach, esse nicht, rauche nicht; ich stelle mich ihr vor, und werde weder gut, noch schlecht empfangen. Ein langer Kerl war dort, der ihr mit verliebten Augen seit 3 Monaten die Kur schnitt, der lange Bengel trug feine Wäsche, war gebrannt und parfumirt, und schien bei ihr nicht übel angeschrieben mit seinem Liebesgeseufze. Donner und Doria, sagte ich anfangs zum mir — das ist störend. Ich war des Verzweifelns nahe. Dann aber überlegt ich, er ist nicht schlecht, ich auch nicht, er liebt Pamela, ich auch, er ist da, mich schiebt man nicht fort. Wohlan, wir versuchen das Spiel. Ich blieb daher. Pamele war sehr niedlich gegen meinen Nebenbuhler und erzeigte ihm alle diejenigen Aufmerksamkeiten, die Sie eifersüchtig gemacht haben, allein ich ließ mich nicht werfen. Endlich sah sie ein, daß ihr Scharmanter ein Flegel war,

der durch seine Lappereien ein junges Mädchen zu compromittiren im Stande war, ein Egoist und ein liederlicher Strick, während ich im Rufe eines ordentlichen, gesitteten Mannes stand. Zuletzt liebte sie mich und ich kann mir sagen, sie nicht unglücklich gemacht zu haben, wir lebten in zufriedener Ruhe wie die Engel.

Dieses Glück hatte keine Dauer? fragte Georg gespannt.

Sie ist todt, antwortete Chlodomir mit Thränen in den Augen; ich bin bei ihr bis zum letzten Augenblick geblieben; es war ein gar zu liebes Herz, das ich nie vergessen werde. Noch jetzt, wenn ich daran denke. — Doch still davon, das ist störend.

Armer Freund, Sie sehen Jeder hat hier seine Leiden, selbst Sie, der glücklichste Mensch auf der Erde.

Wahr, und ich sehe nicht ein, warum ich Ihnen diese traurige Begebenheit erzählte, um Sie noch mehr zu betrüben. Sie müssen sich fassen,

sich pflegen, dann wollen wir sehen; erzählen Sie mir Ihren Schmerz, es liegt in dieser Mittheilung ein Trost. Doch, es ist fast 5 Uhr, wir wollen etwas essen, Lara, dann leisten wir unserem Freund zum Abend Gesellschaft. Nicht wahr, das ist recht?

Am anderm Tag befand sich Georg weit besser, er nahm seine Bücher, seine gewöhnlichen Arbeiten wieder vor, freilich schweifte sein Geist irre in seinen Erinnerungen, aus jüngster Vergangenheit umher und ließ sich nicht binden. Helenens blondes Haupt stand vor seinen geschlossenen Augen, er sah sie heiter und lächelnd wie in den ersten Tagen nach seiner Ankunft in Charmilles bald bleich und in Thränen, wie an jenem Tage, wo er sie im Garten überraschte. Chlodomir gab die Hoffnung auf, ihn aus diesem dumpfen Hinbrüten zu wecken.

Ich will mit Lara einen Spaziergang machen, sagte er zu ihm, schreiben Sie nach Hause, sie werden dort in Sorge um Sie sein.

Sie haben Recht; Chlodomir ging mit Lara, Georg schrieb:

Paris, am 20. Juni 18 . . .

In diesem Augenblicke, Therese, erwarten Sie vielleicht einen Brief von mir aus Charmille, unterhalten sich mit dem Vater über den Empfang, den ich genossen und freuen sich über meine gastfreundliche Aufnahme in diesem Hause. Leider hat mir ein böses Schicksal, des eignen Herzens Thorheit, das ruhige Glück zerstört, das ich dort genoß. Ich befand mich wie sonst in der Heimath, ich hielt mich für den glücklichen Georg von Roqueville, der eine so schöne Zukunft zu hoffen hatte; es war ein Traum im Arm des Glückes, die unbarmherzige Hand des Geschickes hat mich geweckt.

Therese, ich liebe Helene; ich habe diese Liebe nicht thöricht gesucht, sie überkam mich mit Blitzesschnelle und traf mich ungerüstet. Ich bin in meine kleine stille Clause geflüchtet, wo ich oft traurig bin, doch mit ruhigerem Geiste arbeiten kann.

Ich werde alles ertragen, denn ich ertrug die letzten Tage in Charmilles zu viel. Frau von Aire wird Ihnen bald melden, daß Helene einem ihr würdigen Manne die Hand reichen wird. Ich hoffe, sie wird glücklich sein, denn alles, was sie umgiebt, leistet für ein langes und dauerndes Glück Bürgschaft. Und doch schlägt eine dunkle Ahnung die schwarzen Flügel um diese lachende Hoffnung; Helene leidet, denn ich seh sie in Thränen. Vielleicht schwindet dieser Kummer, wenn sie ihn ihrem Manne mittheilt, und er sie tröstet. Hätte sie in mir den treu ergebenen Freund ahnen können, sie würde mir nichts verschwiegen haben — Wie hätte ich das verlangen mögen, ich war ihr ein Fremder.

Schreiben Sie mir recht bald ein Paar Worte des Trostes, — ich habe in meinem arbeitsvollen Leben keine andere Freude, ich zeigte Ihnen die breite Wunde in meinem Herzen; heilen Sie! —

Kurz darauf trat Chlodomir ein.

Wissen Sie, Nachbar, daß Lara hier in Paris

Bekanntschaften hat? Wir besahen uns den Obelisken und aßen ein Stück Prophetenkuchen, plötzlich springt zu uns ein prächtiger Hund heran, ähnlich dem Ihrigen, der ein großes Fest mit uns hat. Leider dauert die Herrlichkeit nicht lange, ein schöner Mann, der vorüber ritt, rief Stox und beide flogen im Galopp davon.

Sonderbar, rief Georg und entfärbte sich; sollte Herr von Malvalat Charmilles verlassen haben!

IX.

Freundschaft einer alten Dame.

Nach und nach raffte sich Georg auf, er lebte nach alter Gewohnheit und verfolgte mit Resignation und Muth seine mühsame Laufbahn. Nur zu Zeiten kehrte der Schmerz zurück. Er vermied alles, was ihn an die Vergangenheit, an seine geliebte Helene erinnern konnte, auch sein Liebstes, das Taschentuch Helenens schloß er ein, um es nie mehr zu sehen. Mitten in dieser scheinbaren

Ruhe, fürchtete er den Augenblick, der ihm Kunde von Helenens Verheirathung bringen würde; wie wohl ihm die Gewißheit noch weniger schrecklich vorkam, als die Zweifel die ihn peinigten, seit ihm Chlodomir von jenem Zusammentreffen erzählt hatte, ein Umstand, der ihn Hoffnung machte, daß sich jene Verbindung Helenens mit Malvalat gelöst habe. Liebster Freund, sagte er einst zu Chlodomir, ich werde nicht eher ruhig, bis Helene vermählt ist, weil ich nicht eher hoffnungslos werde. Ist Malvalat in Paris, ist er es gewesen, dem Sie begegnet? — Alles gäbe ich darum, das zu wissen.

Nun, das scheint mir nicht unmöglich; bemerkte Chlodomir. Nach einiger Zeit entfernte er sich. Georg setzte sich an seinen Arbeitstisch und sah, ehe er seine Bücher aufschlug, zum Fenster hinaus. Es war ein herrlicher Tag; unter dem Stückchen blauen Himmels, das man zwischen den Dächern und Essen der Häuser sah, zog fröhlich zwischernd ein Trupp Schwalben.

Was müssen sie heute in Charmilles machen, wie schön muß es unter den Linden dort sein!

Nach zwei Stunden kehrte Chlodomir athemlos zurück.

Wissen Sie Nachbar, wo ich herkomme? von Malvalat.

Mein Gott, — was haben Sie dort gemacht?

Nun ich habe erfahren, was Sie interessirt, und es nicht dumm angebracht, oho, man ist kein Kind mehr, man kennt die Welt, und weiß sich schon zu benehmen, wenn man will. Ich las also zuerst 25000 Namen im Adreßkalender durch und fand richtig: Herr Baron von Malvalat, Universitätsstraße. Sofort, schniebelte ich mich an und ging zu ihm. Der Herr Baron waren ausgegangen. Ich fürchtete, ihn in Paris nicht zu treffen. Oja, er ist seit 14 Tagen zurück. Schön, ich werde wieder kommen. — Er ist also hier, wie Sie nun sehen.

Ich weiß mir das nicht zu enträthseln; sagte Georg, vielleicht trifft er Anstalten zur Hochzeit.

Dann ist noch Hoffnung vorhanden.

Hoffnung! Ich danke herzlich, doch bin ich ein Thor mich in süßen Träumen zu wiegen.

Na, nun werde ich böse, ist das recht sich so zu quälen, was würde Ihr Vater, die gute Therese sagen, wenn sie sähen, wie Sie alles schwarz sehen.

Sie haben Recht, ich darf meine Pflicht nicht vergessen. An demselben Tage empfing er zwei Briefe, von Theresen und dem Notar.

Therese tadelte seine Thorheit nicht, sie suchte ihn in jener liebenswürdigen Weise zu trösten, die ihr eigen war. Der Notar schrieb:

Ihre Finanzen, Herr Graf, stehen so gut, daß es leicht sein würde, Ihren Wechsel monatlich um 200 Frank zu erhöhen. — Von Bearn erzählt man sich nichts Gutes, er soll ein liederliches Leben in Paris führen. So viel ist richtig, die Hypotheken belaufen sich bereits auf mehr als 200000 Franks. Seine Schwester hat vor einigen Tagen den Schleier genommen, was hier bedeutendes Aufsehen gemacht hat. Sie ist ein edles Mädchen

und man erzählt sich, sie habe auf ihren Antheil an dem Ihnen gestohlenen Vermögen verzichtet.

Wie ich vernommen, arbeiten Sie viel, Herr Graf. Alle Kräfte muß man jedoch nicht opfern, die Hauptsache ist bei uns die Praxis.

Wenn ich die Ehre haben werde, Sie in den Ferien zu sehen, werde ich Ihnen meine Ansichten mittheilen. Ihr unterthänigster Diener

Joseph Thevenet.

Notar in Paris, eine lachende Aussicht, vielleicht werde ich einst Herrn von Malvalats Geschäftsführer.

Einige Tage darauf erhielt Georg einen Brief von Frau Dubourjas. Seit Kurzem bin ich in Paris, und erinnere Sie an Ihr Versprechen; bis in die Straße Vangirard ist es nur ein Schritt, ich erwarte Sie zum Mittagsessen; und nehme keine Entschuldigung an. Ich denke, Sie werden es nicht bereuen ein Stündchen mit Ihrer alten Freundin zu plaudern.

Vikomtesse Dubourjas.

Ein heimlich zugestelltes Billetchen, ein lang erwarteter zärtlicher Brief hat noch nie eine solche Wirkung hervorgebracht, als diese unbedeutenden Zeilen einer alten Frau, dieser von Georg wieder und wieder gelesene Brief. Er verwendete die Augen nicht, buchstabirte und commentirte hauptsächlich die letzten Zeilen. Hoffnungen, denen er keinen Raum geben wollte, schlichen in sein Herz, dann erschrack er vor den Buchstaben, er argwöhnte man wolle ihn heilen und zur bevorstehenden Hochzeit locken. Doch der Gedanke Jemanden über Helenen zu hören, der sie Tags vorher noch gesprochen, verscheuchte alle Besorgnisse, er hoffte tausenderlei Specialität zu vernehmen, die eben nur für ihn Interesse hatten. Nach einer schlaflosen Nacht war er mit dem Früheſten wach.

Armer Hund, diesen Morgen kannst du mich nicht begleiten.

Was, schon munter, rief Chlodomir in seinem Zimmer, und als ich um Mitternacht nach Hause

kam, sah ich noch Licht in Ihrer Stube, hat eine Neuigkeit Ihren Schlaf verscheucht?

Mein lieber Chlodomir, antwortete Georg, diesen Morgen werde ich endlich aus der Ungewißheit gerissen werden und etwas Bestimmtes hören. Gott gebe, daß ich gestärkteren Herzens wieder kehre, als ich gehe.

Das ist eine ehrwürdige Frau, sagte Chlodomir, nachdem er das Billett gelesen. Aber zum Guckuck, wann wird denn gegessen? Sie hat keine Silbe davon geschrieben. Bedenken Sie, daß Ihre Uhr stets 12 Uhr Mittags ist. Glücklicher Weise habe ich meine Uhr bei mir, die nur 10 Minuten in einer Viertelstunde differirt. — Ich gehe mit Lara in das erste beste Kaffeehaus und trinke eine Tasse.

Um 11 Uhr ging Georg. Beim Eintritt in den Vorsaal schlug sein Herz, als sollte er Helenen wieder sehen. Die alte Dame kam ihm entgegen.

Nun, mein liebster Sohn, wie befinden wir

uns? Sie kommen mir etwas mager vor, doch nicht krank gewesen?

Doch, antwortete er stotternd, doch, indessen bin ich jetzt wieder ganz wohl.

Er nahm an ihrer Seite Platz und da sie ihn noch immer schweigend ansah, fuhr er mit etwas aufgeregter Stimme fort: Ich hoffe, Sie haben Alles in Charmilles gesund verlassen.

Nicht so ganz, Helene ist krank.

Ach, seufzte Georg.

Der Doktor meint, es sei Nervenerregung, die Ruhe forderte, sonst aber nicht gefährlich sei; so viel ist aber richtig, daß er so wenig weiß, als wir. Oh, es sind nach Ihrer Abreise Dinge passirt, an die Niemand gedacht. Denken Sie sich, vor 3 Wochen, just am Tage nach ihrer Abreise erklärte sie plötzlich ihrer Schwester, sie werde Herr von Malvalat nicht heirathen.

Georg empfing diese Nachricht mit Freude und fragte, ob nicht eine andere Verbindung Helenen bevorstehen dürfte.

Nicht so bald, lieber Sohn. Frau von Malvalat war in Verzweiflung, Albert traurig über diese unvermuthete Verabschiedung; ich kann diesen Entschluß noch heute nicht begreifen. Wir Alle glaubten, wie er glauben mußte, Helene bevorzuge ihn, auf ein Mal diese Erklärung! Er war wie vom Blitz getroffen, dann verlangte er, was ich an seiner Stelle auch verlangt haben würde, Helenen zu sprechen. Sie schlug es anfangs ab, Frau von Aire vermochte sie jedoch dazu. Sie hatte ihr Zimmer nicht verlassen und litt noch, wie Tags zuvor. Ich weiß nicht, ob sie sich unwohl fühlte, aber ihr Aussehen erschreckte mich, — dieser starre Blick, diese Laßheit, ich habe sie so nie gesehen. Albert kam. Helene saß in einem großen Lehnstuhl, nahe am Fenster, die Hand an der Stirn, das Schnupftuch vorm Gesicht. Die Gräfin und ich hatten uns bei Seite gestellt um diese Unterhaltung nicht zu stören. Beim Eintritt Alberts färbten sich Helenens Wangen, dann trat eine Todtenblässe ein. Er setzte sich neben sie und schien

keine Worte zu finden. Helene nahm das Wort, ihre Stimme schwankte, indessen sprach sie mit Entschiedenheit. Meine Schwester, wird Ihnen mitgetheilt haben, daß ich auf die Ehre, die Sie mir zugedacht, verzichten muß. Suchen Sie den Grund dieses Entschlusses nicht in Ihrer Persönlichkeit, ich achte Sie hoch. Ich hatte mehr als Ihre Achtung gehofft, sagte Malvalat, ja ich konnte dieser Hoffnung Raum geben; Helene, Sie machen mich unglücklich; er wischte sich eine Thräne aus den Augen. Helene weinte. Ich würde Sie gewählt haben, fuhr sie fort, denn Sie flößen Vertrauen ein und ich glaube fest, daß Sie ein Weib beglücken können; ich habe Sie ausgeschlagen und werde nie einem Anderen die Hand reichen.

Wir waren stumm vor Erstaunen. Albert sah wohl, daß jede Hoffnung vergebens, doch fand er in dem Gedanken Trost, daß kein anderer glücklicher sein werde, wie er. Sehen Sie den Egoisten?

So ist dieses Verhältniß gänzlich gelöst?

Freilich. Frau von Malvalat war außer sich

und reiste mit ihrem Sohn sofort ab. Wir waren 3 Wochen ganz allein und je mehr ich daran denke, desto mehr verliere ich mich in Vermuthungen. Helene ist nicht zu erheitern, sie will allein sein, und man braucht nicht viel Scharfsinn, um zu sehen, daß sie weint. Die Gräfin ist rathlos, sie versteht das Herz ihrer Schwester nicht und kommt auf Absurditäten, so glaubt sie Helene hat eine Wahl getroffen, die Sie nicht gestehen will.

Das ist unmöglich! rief Georg.

Ich glaube es auch, doch weiß ich nicht, ob dieser Herr von Bearn —

Was, sie sollte diesen Menschen lieben, der gemein, niedrig denkend und lasterhaft ist?

Das behaupte ich nicht, indessen das Frauenherz ist so launenhaft, daß diese Seltsamkeit doch möglich sein könnte, mein lieber Roqueville. Wir haben, besonders ich, uns über Herrn von Bearn so übel geäußert, daß Helene, wäre sie wirklich so unglücklich ihn zu lieben, es verschweigen würde.

Auch nicht Ihrer Schwester?

Ihr am wenigsten. Das gehört auch zu den Eigenthümlichkeiten ihres bizarren Charakters, sie fürchtet die Gräfin, sie hat ihr nie eine ihrer Heimlichkeiten vertraut, ihr nie mitgetheilt, was ihr durch den Sinn ging, oder ihr Herz füllte, Frau von Aire mußte es stets errathen; dies Mal aber macht ihr Scharfsinn bankerott.

Wäre ich so glücklich gewesen, ihr näher zu stehen, dachte bei sich Georg, ich würde sie besser verstanden haben.

Ich kehre nächste Woche nach Charmilles zurück, sagte Frau Dubourjas, wollen Sie uns nicht einen zweiten Besuch machen?

Ich? rief Georg so erschrocken, daß die alte Dame lächeln mußte.

Warum nicht? Die Gräfin hat mich ausdrücklich beauftragt, sie einzuladen, sie erwartet Ihren Besuch; Sie müssen kommen, sage ich, und warum wollen Sie nicht!

Sie wissen es nicht? Haben Sie meine Liebe zu Helenen nicht errathen; hat mich diese thörichte

Liebe nicht grenzenlos elend gemacht, soll ich Heilung hoffen, wenn ich sie jeden Tag sehe?

Wahr, indessen wer weiß.

Sie überlegte einen Augenblick, dann fuhr sie ernster fort. Herr von Roqueville, ich habe Erfahrungen gesammelt und kenne bis auf einen gewissen Punkt unser Herz, ich bin Ihre treueste Freundin, wollen Sie meinem Rathe folgen und sich mir vertrauen?

Ich wills, erwiederte Georg und küßte die magere, aber weiße feine Hand der Dame.

Nun wohl, warten Sie noch 2 Monate, ändert sich Helene bis dahin nicht, bleibt sie auf ihrem Entschlusse, so kommen Sie nach Charmilles.

In Georgs Herzen schlugen an der abgestorbenen Hoffnung Blüthen aus. In zwei Monaten bin ich in Charmilles, rief er und empfahl sich.

X.

In Charmilles.

Einige Tage vorm Schlusse seines Studienjahres kehrte Georg nach Neuschatel zurück. Nach langer Zeit zum ersten Male genoß er eine ungetrübte Freude. Er vergaß in den Armen seines Vaters, am Herzen Theresens seine Liebe. Als er den alten verlassenen Platz am väterlichen Kamin am Abende wieder einnehmen konnte, war er überglücklich. Leider entfloh dieses Glück und die alte Angst, das Schwanken in Ungewißheit und Hoffnung, die fast Monate ihn gequält, kehrte zurück. Therese selbst vermochte ihn nicht aus seinen Befürchtungen zu reißen. Die Briefe, welche sie von Frau von Aire nun selber empfing, schwiegen über Helene, nur ganz allgemein wurde sie erwähnt, wenn schon nicht zu verkennen war, daß sie um die Zukunft der Schwester sich besorgte. Alle Briefe schlossen mit der Einladung an die Fa-

milie, nach Charmilles zu kommen. Endlich schrieb Frau Dubourjas an Georg:

Die Zeit ist da, Ihr Versprechen zu erfüllen. Wir drei Frauenzimmer führen hier ein trauriges Leben. Die Abende sind schon lang, also erheitern Sie unsere Einsamkeit, Frau von Aire hofft die sofortige Erfüllung ihrer Bitte und auch ich erwarte Sie. Also kommen Sie Herr Graf, das ganze Haus freut sich Ihrer Ankunft.

Wir können Sie nicht sogleich begleiten, mein liebes Kind, sagte Therese als sie diese pressante Einladung gelesen, der Vater entschließt sich nicht sofort zu einer Reise von 60 Meilen; indessen wir kommen nach. Herr Thevenet reist jedenfalls mit uns nach Paris; Wissen Sie, was er vor hat?

Ja, ich weiß, daß dieser gute sorgsame Freund mein Bestes will.

Andere sind auf ihr Glück bedacht, Georg, wie Sie sehen.

Ich wäre wahnsinnig, wollte ich die geringste Hoffnung haben, sagte er traurig, aber ich gehe

doch. Es zieht mich mit unwiderstehlicher Gewalt. Ist es die Hand Gottes, oder soll ich mich an den Hindernissen zerstören, die mich von ihr trennen?

Zwei Tage darauf langte Georg in Charmilles an. Es war ein Abend, schön wie sie Ende September sind, wo die Natur den Schleier umknüpft, in dem sie von uns Abschied nimmt. Die lange Allee war öde, ein leichter Nebel schwebte um die Spitzen der Bäume und verhüllte den Mond, dessen Scheibe am Himmel stand. Die hohen Dächer, des Schlosses verschwammen mit dem grauen Himmel und die Fenster des Salons längs der Façade, bildeten 3 große Rahmen, in denen Gestalten sich hin und her bewegten. Georg hielt sein Pferd an und sah tief ergriffen auf. Er meinte die reizende Gestalt Helenens hinter den feinen Vorhängen zu erkennen. Kurz darauf verschwand sie, das Fenster öffnete sich und die ihm wohlbekannte Stimme der Frau Dubourjas rief.

Herr von Roqueville kommt!

Kurz darauf trat Georg in den Saal.

Willkommen, Herr von Roqueville, rief ihm mit Herzlichkeit die Hand reichend, die Gräfin zu. Es ist ein Opfer das Sie unserer traurigen Einsamkeit bringen. Sie weinte. Helenen suchte Georg mit den Augen vergebens.

Liebste Freundin, sagte die alte Dame, bekümmern Sie sich nicht, Herr von Roqueville ist zur rechten Zeit gekommen, Sie zu zerstreuen. Sie wendete sich sodann an Georg und sagte: Ich muß Ihnen nur mittheilen, daß Helene krank ist, wenn man die Schwermuth, die sich ihrer bemeistert hat, eine Krankheit nennen kann. Seit einiger Zeit flieht sie die Welt, und hat die Gräfin gebeten, Niemanden hierher einzuladen, denn alle jene kleinen Verpflichtungen, die Fremde auflegen, spannen sie ab und machen sie unleidig. Bei Ihnen macht sie eine Ausnahme, die Nachricht Ihres Besuches schien ihr einige Befriedigung zu gewähren.

Die arme Helene bereitet mir unendlichen Kummer.

Georg's Herz beengte der Anblick dieses erleuchteten, fast verwaisten Salons. Noch unlängst war die Heiterkeit hier Königin, jetzt schlich durch diese Räume ein finsterer Klausner, der trauernde Schmerz. Helene erschien an diesem Abend nicht wieder.

Als sich Frau Debourjas entfernte, sagte sie zu Georg: Sie sehen jetzt selbst den Stand der Dinge, ich begreife nicht, Helene ist seit einiger Zeit fromm geworden, sie weilt oft ganze Stunden in der Kapelle, dann wieder im entlegensten Theile des Schlosses, in der Bibliothek und verbringt hier fast jeden Tag; sie hat sich auffallend verändert, wie Sie selbst bemerken werden.

Mit schmerzgedrückter Seele ging Georg auf sein Zimmer, ehe er sein Lager suchte, trat er auf den Balkon, vor seinem Zimmer. Er bemerkte einen schwachen Lichtschein hinter dem Fenster des Thurms, in dem die Bibliothek sich befand; bald darauf auch einen Schatten hinter dem Glase.

Sie ists! rief vor Freuden zitternd, Georg.

Nach einigen Minuten verschwand das Licht und Georg hörte, daß Helene die Thüren hinter sich schloß. Er bedeckte das Gesicht und weinte heiße Thränen.

Mein Unglück würde ich männlich ertragen haben, aber ihr Unglück! Was geht in des armen Kindes Seele vor?

Am andern Morgen befand sich Helene schon im Salon, als Georg eintrat.

Blaß wie ein Marmorbild, gebeugt vom Schmerz trat ihm die Jungfrau entgegen, die er wie eine frische Rose bei seinem ersten Kommen fand, wohin war jene sonnige Heiterkeit, die sie einst umstrahlte. Er trat, als er sie jetzt sah, erschrocken zurück. Sie erröthete ein wenig bei seinem Anblick und sagte mit schwacher aber lieblicher Stimme:

Wie freue ich mich, daß Sie die Einladung meiner Schwester angenommen haben; Ihre Gegenwart wird ihr wohlthuen.

Schweigend betrachtete sie Georg.

Sie finden mich verändert, fuhr sie fort, ich

habe seit einiger Zeit viel, sehr viel gelitten, aber auch Sie finde ich blaß und hagerer.

Auch ich habe viel gelitten, bemerkte Georg mit veränderter Stimme.

Wie beklage ich Sie, erwiederte Helene mit so rührendem Ausdruck tiefster Theilnahme, daß Georg tief ergriffen wurde, er fühlte, wie sehr sie gelitten haben mußte, um ein fremdes Leid so innig zu beklagen. —

Georgs Anwesenheit änderte Helenens Lebensweise nicht, sie floh ihn nicht, aber sie mied sein Begegnen, wie sie allen auswich. Oft verweilte sie ganze Tage in den Gartenanlagen, ein ander Mal schloß sie sich in die Bibliothek; den Aufenthalt in ihrem Zimmer mied sie, weil es an das Gemach der Schwester anstieß.

Allgemein hielt man sie für geisteskrank und suchte den Grund darin, daß man ihr, einem verzogenen Kinde allen Willen gelassen, nur Georg theilte diese Meinung nicht, er ahnte ein schmerzliches Geheimniß. Was hätte er um Helenens

Vertrauen gegeben, ja einen Nebenbuhler würde er unterstützt haben, um das Ziel der Wünsche zu erreichen, hätte er dadurch Helenen beglücken können. Doch wie er auch sann, Niemand genoß in ihren Augen einen Vorzug.

Eines Tages traf er sie im Garten und wagte sie mit sanfter Stimme zu fragen, doch gab sie die nemliche Antwort.

Ich bin traurig, weil ich krank bin.

Warum schlagen Sie fortwährend die Hülfe eines Arztes aus.

Weil ich von ihm keine Hülfe erwarten kann, sagte sie kalt. Dann lenkte sie das Gespräch auf seine Familie. Sie ließ sich Georgs betrübendes Schicksal erzählen, Helene hörte gespannt zu, ohne ein Wort zu sagen; das Haupt geneigt, die Hände gefaltet; nur die schwache Röthe auf ihren Wangen zeigte von ihrer Theilnahme. Als Georg zu Ende war, rief sie mit schneidender Stimme: Dieser Geston von Bearn ist ein Ungeheuer, ich weiß es wohl.

Einige Tage darauf bezeigte die Gräfin Lust im Forste von Fontainebleau spazieren zu fahren; Helene nahm endlich, nach vielem Zureden, Theil. Es war ein herrlicher Tag, die schöne Herbstsonne malte das Laub der Bäume mit mannigfachen Tinten, die bereits im bunten Farbenschmuck glänzten. Im Dunkel des Waldes schwatzten kleine Vögel und die Plaudertasche Elster hüpfte des Wegs entlang.

Der Waldesduft, dieser Frieden der Natur schien Helene zu beleben, sie seufzte tief und rief mit dem seelenvollsten Ausdruck eines reinen Gemüths: Mein Gott, wie schön hast Du diesen Tag gemacht!

Im Augenblick flog ein Reiter an ihnen vorüber, er warf einen Blick in den Wagen, hielt kurz darauf an, kehrte aber zurück an den Wagen, grüßte, und verschwand in die Nacht des Waldes.

Ach, rief Frau Dubourjas, überrascht, es ist Herr von Bearn. Helene, rief in demselben Augenblick die Gräfin, was ist Dir?

Sie war ohnmächtig an Georg gesunken, der neben ihr auf dem Rücksitz saß; die Gräfin schloß sie weinend in ihre Arme, während Frau Dubourjas ihr ein Riechfläschchen vorhielt. Georg war aus dem Wagen gesprungen, um sich zu überzeugen. Nach einigen Minuten erholte sich Helene, und bat man solle nach Hause fahren, sie drückte sich dann in eine Ecke des Wagens, schloß die Augen und schwieg; so kam man, ohne daß Jemand ein Wort gesprochen, nach Charmilles zurück; Helene begab sich sofort auf ihr Zimmer und ließ sich nicht wieder sehen; die Gräfin, traurig und bestürzt über den Vorfall ließ sich auch über den Vorfall dieses Nachmittags nicht vernehmen und zog sich bei guter Zeit zurück. Als Frau v. Dubourjas mit Georg allein war, sagte sie:

Begreifen Sie den Zusammenhang? Augenscheinlich regte sie die Gegenwart jenes Mannes auf; — ich glaube doch, daß sie ihn liebt.

Das ist unmöglich — sie verachtet ihn.

Hier ist ein Geheimniß, sage ich Ihnen; fer-

ner muß ich Ihnen mittheilen, daß Herr v. Bearn seit 2 Monaten Fontainebleau nicht verlassen hat, wahrscheinlich um von Allen, was in Charmilles passirt, unterrichtet zu sein.

Wir sind sonach nicht sicher, ihn hier zu sehen?

Am andern Morgen sehr früh suchte Helene Georg und Frau Dubourjas im Garten auf, ihr Blick, obschon trauernd, drückte Ruhe aus.

Wir wollen uns unter die Terrasse auf jene Bank setzen, sagte sie und ergriff den Arm der alten Dame, ich muß Sie sprechen, meine beste Freundin, Georg Sie begleiten uns.

Sie waren bald an der bezeichneten Stelle, Helene bat Beide neben ihr Platz zu nehmen, sie legte die Hand der Frau Dubourjas in die ihre und begann mit erregter Stimme: Herr Georg und Sie, Theuerste, haben mir eine so innige Freundschaft bezeigt, daß ich Sie um einen Dienst bitten will. Ich habe seit einiger Zeit schon einen Entschluß gefaßt, den ich meiner Schwester mitzutheilen nicht wage, doch es drängt der Augen-

blick und ich muß reden, ich rechne auf ihre Hilfe. Laß hören, mein Kind; sagte die alte Dame; Georg drückte die Hände auf die Brust, als wollte er dem Aufruhr seines Innern eine Schranke setzen. Sie wissen, daß ich die Welt hasse, ich finde kein Glück, ich habe mich entschlossen, sie ganz zu verlassen und den Schleier zu nehmen.

Kind, Du hast über Deine Bestimmung nicht genugsam nachgedacht, rief die alte Dame.

Tag und Nacht, und ich bin überzeugt. Doch nicht hier will ich das Gelübde ablegen, weil dasselbe in Frankreich wiederruflich ist, ich beabsichtige Aufnahme in einem Kloster Spaniens oder Italiens zu suchen. Ich habe jedoch nach reiflicher Ueberlegung das Urselinerstift in Lüttich gewählt, alle Vorkehrungen sind getroffen und ich möchte bald reisen.

Dies wird die Gräfin tödten, sagte Frau Dubourjas voll innerster Ueberzeugung.

Halten Sie ein, rief Helene weinend, wenn Sie wüßten, wie mich die Trennung von ihr

schmerzte, sie ist meine zweite Mutter; doch ich muß mein Schicksal erfüllen. Trösten Sie, meine Schwester, Herr Georg, sie liebt Sie, Ihre Worte werden nicht wirkungslos bleiben. — Ach meine arme Regine!

Sie konnte vor Schluchzen nicht weiter sprechen. Frau Dubourjas versuchte sie von ihrem Entschluß abzubringen, Georg konnte vor Erschütterung nicht sprechen. Die alte Dame hatte geendet und erwartete Helenens Antwort.

Ach, glauben Sie, daß ich mir das nicht Alles selbst schon gesagt habe? begreifen Sie nicht, daß deshalb mein Entschluß unerschütterlich ist, weil er den Gründen meiner eignen Vernunft und den heftigsten Regungen meines Herzens Widerstand hält?

Dann bleibt mir nichts übrig, als Deiner Schwester die traurige Botschaft zu bringen, sagte die alte Dame.

Thun Sie das, und Sie, Georg, begleiten Sie, trösten Sie meine gute Schwester und sagen Sie

ihr, daß die Trennung von ihr mir das Herz bricht; ich kann ihren Schmerz, ihren Zorn nicht ertragen, ich will im Gebete des Ausgangs duldend harren.

Nach einer Stunde ließ die Gräfin ihre Schwester rufen. — Sie war allein, Helene warf sich, zitternd und kraftlos vor ihrem Lehnstuhl auf die Kniee.

Du willst mich also verlassen? fragte bewegt die Gräfin, mich alte schwache Frau. Als deine Mutter starb, nahm ich dich aus der Wiege und gelobte vor Gott, Deine Mutter zu sein. Sage mir, habe ich je mein Wort gebrochen? Habe ich nicht in Liebe an Dir gehangen und hast Du jemals die Mutter vermißt? Jetzt willst Du, nachdem meine Liebe Dir so lange gehört, mich verlassen? Du liebst mich nicht.

Schwester, mehr als mein Leben! schluchzte krampfhaft Helene, Reginens Hände küssend.

Nun denn, verlaß mich nicht. Und was hat dich zu dem grausamen Entschluß bewogen? rede

mit mir offen, Helene. Handelt es sich um Dein Glück: dann kann ich jedes Opfer bringen, hörst Du, jedes, Du schweigst, Du wagst es nicht. Soll ich Dich fragen? Dir sagen, was Du verschweigen willst? — Nun wohl, fuhr sie nach einer Pause fort, willst Du Herrn von Bearn heirathen?

Helene beugte sich erschrocken, wie abwehrend zurück und rief: Nie, Nie; dann faßte sie sich, stand auf und sagte ruhig: ich muß allein sein, Regine, ich verlasse Dich; — es ist ein kaum zu tragendes Uebel für uns beide, sei ruhig und bitte Gott um Stärke. Sie umarmte heftig ihre Schwester und schwankte hinaus, das Gesicht in ihr Tuch verhüllend.

Am Nachmittag nahm Georg sein Gewehr und ging, ohne einen Zweck vor Augen zu haben, in's Freie; sein Schmerz war stumm, weder Thränen noch Klagen rief er hervor. Seine Gedanken waren bei Helenen und ihrem Schicksal. — Den ganzen Tag streifte Georg, den treuen Hund zur Seite

durch Feld und Flur ohne Ruhe für sein bekümmert Herz gefunden zu haben. Sehr spät kehrte er in's Schloß zurück; Frau Dubourjas erwartete ihn in der Gallerie.

Ich bin in der größten Angst, sagte sie, seit heute früh hatte ich Verdacht, und so habe ich denn ernst den Kammerdiener befragt, der die Briefe aus Fontainebleau holt. Helene hat in diesen letzten Tagen Briefe mit dem Postzeichen: „Lüttich" erhalten, alles ist in Ordnung, sie reist in 3 Tagen ab, ohne ihrer Schwester Lebewohl zu sagen; ihre Kammerfrau begleitet sie.

So schnell! sagte erbleichend Georg und was thut sie jetzt?

Sie hat sich seit diesem Morgen in das Bibliothekzimmer eingeschlossen; die Gräfin weint auf ihrem Zimmer, — das Elend ist in dieses Haus vollständig eingezogen.

Georg begab sich auf sein Zimmer, verließ es aber, als es völlig Nacht war.

Helene war noch in der Bibliothek, das Zim-

merfenster im Cabinet stand halb offen, man konnte deutlich die zwei Kerzen sehen, die auf dem Tische standen, sowie von Zeit zu Zeit Helenens Schatten. Georg stand regungslos an der Lehne der Terrasse, die Augen unbeweglich auf die Oeffnung der Fensterflügel gerichtet. Gegen Mitternacht, stand Helene auf, nahm die eine Kerze und ließ die andere auf der Tafel stehen. Eine kurze Zeit darauf hörte er sie die Thüren hinter sich schließen. In Georgs Innern entstand ein heftiges Verlangen, den Ort zu besuchen, der ihre Thränen empfangen, eine innere Stimme rief ihm zu, er werde etwas finden, was zur Enthüllung des schrecklichen Geheimnisses führen könne. Von der Brustwehr der Terrasse bis zum Fenster war nur ein Schritt, aber ein Schritt über einen Abgrund.

Zurück Lara! er schwang sich mit einem Satz über die Brustwehr und den Abgrund und fiel auf den Steinbalkon, dicht vor dem geöffneten Fenster.

XI.

Ein Brief.

Einen Augenblick blieb Georg auf dem Balkon stehen, sein Körper zitterte, vor seinen Augen flimmerte es wie Sternchen, ein kalter Schweiß netzte seine Schläfe und die Adern seiner Stirne klopften. Er schauderte mechanisch vor dem Abgrunde, über den er gesprungen war. Dann trat er in's Arbeitszimmer ein. Die Kerze, die Helene mitzunehmen vergessen, erhellte das kleine im gothischen Geschmacke meublirte Cabinetchen. Vor dem Tische stand ein Lehnstuhl, eine noch nasse Feder lag neben einem Bogen Papier; der eine mit zitternder Hand geschriebene Schrift enthielt, oft unterbrachen die Zeilen Thränenspuren. Georg schwankte, ein Gefühl, das er nicht zu nennen wußte, — war es Scham oder Gewissensregung — hielt ihn zurück zu lesen, doch wenn er Auf-

schluß fände, zitternd unter mächtigem Herzschlage las er:

Wenn Du, geliebte Schwester Regine, diese Zeilen erhältst, hat sich mein Schicksal erfüllt; ich bin von meinem Liebsten auf dieser Erde für ewig geschieden; wir dürfen uns nicht wieder sehen. Die Trennung von Dir gibt mir die Kraft, Dir ein entsetzliches Geheimniß anzuvertrauen, das ich so lange verschwieg. Es ist das Geständniß eines Fehltritts, und der Strafe, die ihm auf dem Fuß gefolgt; es ist die Geschichte meines Lebens während des verflossenen verhängnißvollen Jahres. Mein Muth beginnt bei den ersten Zeilen zu schwanken, die Hand sträubt sich den Namen jenes Mannes zu schreiben und doch muß es sein, Du mußt alles wissen, Schwester, damit Du mich nicht der Undankbarkeit zeihst, und mir vergiebst, daß ich Dich verließ.

Vor einem Jahre, Regine, war ich ein glückliches Mädchen, voll froher Zuversicht trat ich in die Welt. Berauscht war ich von thörichter Freude,

eine verzeihliche Neugier erfüllte mich. Wie in unbekannten Welten glaubte ich mich versetzt; die Musik, der Kerzenglanz, die gewürzte Luft, der Tanz, alle diese Herrlichkeiten des Balles bezauberten mich, da im Rausche der Sinne sah ich zum ersten Male Herrn von Bearn. Du warst nicht um mich. — Noch ehe der Ball zu Ende war, gestand er mir seine Liebe.

Seit jenem Tage sah ich ihn öfter. Sein Anblick machte auf mich Eindruck, ich vermeinte ihn zu lieben, — ich täuschte mich, Regine. Wir konnten uns mitten unter der neugierigen, scharfsehenden Menge nur mit Mühe mittheilen, eines Tages schrieb er mir und ich war so schwach, ihm zu antworten, diesen Fehler habe ich mit meinem Lebensglück bezahlt. Dieser Briefwechsel dauerte den ganzen Winter hindurch, — er täuschte mich über sein Wesen und zeigte mir Herrn von Bearn in einem falschen Lichte, nur als ich in Charmilles ihn sah, fielen die Schuppen mir von den Augen. Du erinnerst Dich jenes Festes, an dem er auf

Deine Einladung Theil nahm. Seit er von uns freundschaftlich empfangen worden, schien er mir verwandelt, ich entdeckte seine Lächerlichkeiten, seine Fehler, seine Laster, ich fühlte, daß ich nie geliebt, daß ich nie von ihm geliebt worden. Er bemerkte sofort meine Umwandlung und verlangte Aufschluß, ich sagte ihm offen, daß ich mich getäuscht, daß ich ihn nicht geliebt, ich bat ihn auf meine Hand zu verzichten und mir die Briefe zurückzugeben, die ich unklug ihm geschrieben. Er war unedel, undankbar. Er ging, aber er wagte mir noch zu schreiben, verfolgte mich mit Eifersucht und Drohungen, und doch hatte ich mir nichts vorzuwerfen, nichts als jene Briefe, die kein Versprechen, nur einige romanhafte Sentenzen enthielten, wie sie im Kopfe junger Mädchen zu entspringen pflegen.

Er aber sah in ihnen ein Pfand, ein Versprechen. Wie viel Thränen habe ich vergossen, — o mein Gott!

Um diese Zeit kam Herr von Malvalat mit seiner Mutter nach Charmilles. Ich sah bald, daß

Du, liebe Schwester, meine Verbindung mit ihm wünschtest, und verstand wohl, daß Du besser als ich weißt, was meinem Glücke frommt. Anfangs machte nur seine noble Figur auf mich Eindruck, bald aber entdeckte ich in seiner Seele, seinem Herzen alle jene Eigenschaften, in deren Besitz mein Führer durch's Leben sein mußte. Ich fühlte, mit ihm würde ich glücklich sein und ich zeichnete ihn aus.

Ich hatte den Muth an Herrn von Bearn zu schreiben, ihm meine Gefühle, meine Hoffnungen, meine Entschließungen mitzutheilen und im Vertrauen auf seine Großmuth um jene verhängnißvollen Briefe zu bitten. Er antwortete mir und verstand sich unter der Bedingung dazu, daß ich ihm eine geheime Unterredung gestatte. Diese Bedingung entsetzte mich und ich verweigerte sie. Herr von Bearn kam selbst, seine Bitte zu erneuen. Regine, es galt die Ruhe meiner Zukunft, ich wollte mit Herrn von Malvalat keine Verbindung eingehen, bevor ich jene Briefe nicht vernichtet.

Ich gestattete jenes verhängnißvolle Rendezvous. Am nämlichen Abend, als uns Herr von Bearn besucht hatte, begab ich mich in die Bibliothek, wo er mich erwartete. Sein Absicht war, mich mit Vorwürfen zu überschütten, bevor er mich verließ. Ich ließ mich überzeugen, und seine Rache war gesättigt. Ein unvorhergesehenes Schicksal entschied anders. Das Portefeuille, das meine Briefe enthielt, befand sich in meinen Händen und ich bat Herrn von Bearn, sich zu entfernen. Vielleicht bereute er schon die Rückgabe der Briefe.

Ich gehe, sagte er heftig, ich will einem anderen Glücklichen weichen, wiewohl es das erste Mal ist, das Geston von Bearn von einem Frauenzimmer zum Narren gehalten wurde, daß er sich durch Bitten und heuchlerische Thränen rühren läßt. Vergessen Sie aber nicht, daß er schon bereut, es gethan zu haben.

In diesem Augenblicke hörten wir ein Geräusch am Fuße der Treppe und bald darauf Herr von Malvalats Stimme.

Sie sind schon da oben gewesen, Herr von Roqueville?

Mein Blut gefror zu Eis, meine Sprache verstummte, ich konnte nur durch ein Zeichen andeuten, daß uns Jemand überrasche, und fiel vor ihm zur Erde. Mit einer Geistesgegenwart löschte er das Licht aus, ergriff mich, und trug mich in das Cabinet, das er eiligst verschloß. Im Augenblicke traten sie in die Bibliothek. Schwester, was nun geschehen, war ein Unglück, ein Verbrechen.

Herr von Malvalat und Roqueville unterhielten sich über Herrn von Bearn, er hörte jedes Wort, ich sah ihn nicht, aber an dem Schnauben seiner Brust bemaaß ich seine Wuth. Ich konnte nicht mit ihm reden, ich erfaßte seinen Arm, um ihn zurück zu halten. Da blitzte durch seine Seele ein teuflischer Gedanke, ich war in seiner Gewalt, ein einziger Ruf vernichtete mich; ja nicht einmal flehen, bitten durfte ich, man würde mich gehört haben. Ich fiel ihm zu Füßen, netzte seine Hände mit Thränen und verbarg mein Schluchzen an sei=

nen Armen, die mich in die Höhe heben wollten. Alles vergebens. Ich hatte die Wahl zwischen der Schande mit diesem Menschen überrascht zu werden, oder unentdeckt von ihm entehrt zu werden. Ich wurde es.

Der Brief entfiel Georgs Händen, er war starr, doch sein Blick blitzte durch den Raum, wo das Schlachtopfer umsonst die Gnade seines Henkers erfleht hatte.

Und ich war in der Nähe, o! rief Georg schmerzlich aus. — Nachdem er sich einigermaaßen erholt hatte, las er weiter:

Ich war vor Entsetzen starr und kalt wie eine Leiche, jener Mensch trug mich an's Fenster, und die kalte Nachtluft belebte mich wieder. Ich schlug die Augen auf, sah nieder und der Gedanke mich in den Abgrund zu stürzen, trat vor die Seele. O, Regine, wäre er einen Augenblick eher gekommen, wäre ich der Gewalt jenes entronnen, ich wäre todt. Er mußte für mich fürchten, denn er

rieß mich vom Balkon und sagte, das Fenster schließend:

Sie sind fort, fürchten Sie nichts, ich werde mich entfernen, Niemand soll mich gewahr werden. Kehren Sie, um jeden Verdacht zu entfernen, zur Gesellschaft zurück. Niemand wird argwöhnen, daß Sie, Helene, mir gehören. Jetzt ist meine Eifersucht verschwunden, ich weiß, Sie werden Malvalats Gemahlin nicht; mein süßes Lieb, Ihre Hand zum Zeichen der Verzeihung.

Voll Abscheu stieß ich ihn von mir, und kehrte in den Saal zurück. Ich war ein verstandesloses Wesen, das sich maschinenartig bewegte. Ich sah und hörte nicht, was um mich vorging, auf ein Mal fühlte ich ein heftiges Unwohlsein und begrüßte freudig die Nähe des Todes. Ach! man stirbt weder vor Verzweiflung noch vor Scham, sonst lebte ich nicht mehr.

Du weißt die Ereignisse des folgenden Tages. Herr von Malvalat reiste ab. Ich war zu Ende, — meine Hoffnung, wie meine Zukunft war todt;

ach, schöner Traum, mit dem Manne glückliche Tage zu verleben, den Du, Regine, mir gewählt.

Bald sollte neues Unheil mich treffen. Herr von Bearn schrieb mir, wagte von seiner Liebe zu sprechen, von seinem Rechte — dem fluchwürdigen Rechte der Gewalt. Er erinnerte mich an jene Briefe, die er mir wieder abgenommen, und die er seinen Reichthum nannte, von dem er sich nie trennen werde. Er gelobte mir heilig ewiges Stillschweigen. Endlich fügte er den Wunsch bei, mich wieder sehen zu wollen. Ich bat ihn um Mitleid, um Erbarmen, bat ihn mir zu entsagen, umsonst — er bestimmte einen Termin von 3 Monaten, zur Beseitigung meiner Unentschlossenheit, wie er meinen jammervollen Zustand nannte, würde ich nach Ablauf dieser Zeit ihm meine Hand nicht reichen, so werde er überall meine Briefe vorzeigen und öffentlich mich als seine — Maitresse erklären. In 8 Tagen läuft die Frist ab.

Nun siehst Du wohl Schwester, ich muß in einem Winkel der Erde mich verstecken, wohin

mir die Verachtung der Welt und jenes Ungeheuer nicht folgen kann. Hätten wir einen Bruder, dann, Regine, würde ich bleiben, denn er würde jenen Schändlichen finden, der uns armen, schutzlosen Frauen ungestraft das Glück des Lebens raubte.

Hier war der Brief zu Ende. Georg erwachte wie aus schwerem Traum, die Hand vor den Augen, als fürchte er die entsetzlichen Zeilen wieder zu lesen. Dann prüfte er sorgfältig, ob er irgend etwas gestört und dadurch ein Zeichen seines Hierseins zurückgelassen haben möchte. Eine kalte Ruhe überkam ihn, er nahte dem Fenster und ohne hinabzusehen, sprang er zum zweiten Male über den Abgrund. Jede Furcht vor Gefahr war verschwunden, eben so ruhig, als man über die Schwelle der Stube geht, war er über den Abgrund gesprungen. Sein Hund stieß einen Schrei aus: Still, Lara, komm, daß uns Niemand höre. Wir brauchen Ruhe, denn morgen naht ein heißer Tag. Georg ging jedoch nicht zur Ruhe, er schrieb drei

lange Briefe und schloß sie in sein Bureau; den einen an seinen Vater, den andern an Therese, den dritten an Herrn Thevenet, dann bestellte er Extrapost und sendete den Kammerdiener fort, in dreiviertel Stunden konnte er zurück sein; Georg ging, ihn zu erwarten, in den Garten. Seit langer Zeit hatte er nicht die Seelenruhe gefühlt, die heute ihn erfreute; die Zeit der Angst, der Zweifel war vorüber, er kannte den ganzen Umfang seines Unglücks und das furchtbare Geheimniß Helenens. Jetzt sah er klar, was er zu hoffen hatte, er vernahm den Ruf der Ehre, der Pflicht und seiner grenzenlosen Liebe. Sehr zeitig hatte Frau Dubourjas ihr Lager verlassen, sie bemerkte Georg und war bald an seiner Seite.

Guten Morgen, lieber Sohn, sagte sie herzlich, Sie scheinen eine gute Nacht gehabt zu haben, ich finde ihr Aussehen heiter, Ihre Augen glänzen, ich möchte Sie nie anders sehen. Ich habe schlecht geschlafen, die ganze Nacht von diesem Bearn geträumt.

Georg erblaßte bei dem Namen und bemerkte, der Traum sei Folge des gestrigen Abendgesprächs.

Sie wissen noch nicht Alles, erwiderte sie, meine Kammerfrau hat mir gestern beim Auskleiden erzählt, welche Gerüchte unter der Dienerschaft über diesen Menschen circuliren.

Er hat sich in Fontainebleau förmlich eingerichtet, Pferde, Jagdhunde, Equipage und einen übele Sippschaft s. g. Freunde von der schlechtesten Sorte. Anfangs hielten sich bei ihm zwei Frauen, beklagenswerthe Geschöpfe, auf, die er im Tilbury spazieren fuhr; er hat sie aber entlassen, da, wie er versichert, seine Heirath nahe bevorstehe. Von Helenen spricht er jedoch nie.

Ach, dachte Georg, er hält sein Versprechen und wartet.

Ich weiß nicht, ob ich der Gräfin Mittheilung machen soll, ob ich ihr Helenens Abreise mittheilen, oder bis zum letzten Augenblick warten soll.

Nein, nein, warum ihr neuen Kummer bereiten; noch liegen 3 Tage zwischen heute und

Helenens Abreise, wer weiß, was Gottes Fügung bis dahin sendet.

Die Vorsehung hilft nicht allein, man muß sich selbst mit helfen, entgegnete die alte Dame.

Madame, ich muß nach Paris zurückkehren, ein wichtiges Geschäft erwartet mich, bald jedoch bin ich zurück. — Sollte ich morgen Abend noch nicht zurückgekehrt sein, so erwarten Sie mich nicht. Sie haben mich durch Ihre Freundschaft so hoch geehrt, ich bitte um den letzten Beweis Ihrer Zuneigung hier ist der Schlüssel zu meinem Sekretär, in ihm finden Sie Briefe.

Sie wollen sich schlagen, rief erschrocken Frau Dubourjas, mein Gott, mit Wem?

Mit Geston von Bearn, entgegnete fest Georg, ich reise nach Paris, um einen Freund mir zum Sekundanten zu erbitten, und kehre mit der Post diese Nacht zurück, und morgen fällt im Forst zu Fontainebleau entweder Geston von Bearn oder Georg von Roqueville. —

XII.

Gottes Urtheil.

Es war ungefähr gegen 3 Uhr Nachmittag. Chlodomir saß ausgestreckt in seinem Lehnstuhl; das Buch, das ihm bis Mittag Gesellschaft geleistet, lag auf der Erde, die Arme über dem Schlafrock gekreuzt, die sammtene Mütze über die Augen gezogen, schlief er und träumte von einem mörderlichen Räuberüberfall. Plötzlich öffnete sich die Thür und eine bekannte Stimme rief ihn beim Namen. Er sprang empor.

Sie! rief er beide Hände Georg reichend, und Du, liebe Lara? Aber sapperlot Ihr Ansehen hat etwas ungewöhnliches, was gibts denn, es sieht aus, als hätten Sie Händel gehabt.

Noch nicht, aber morgen.

Ein Duell? das ist störend. Wer hat Sie beleidigt?

Ich werde den Anfang machen, erwiederte kalt Georg, ich fordere Herrn von Bearn.

Sie haben ihn also wieder aufgesucht?

Jetzt wird es ein Kampf auf Leben und Tod — ich bitte Sie mir zu secundiren.

Ich stehe zu Diensten, und fehlen Sie, ich treffe ihn gewiß.

So lassen Sie uns sogleich aufbrechen, wir müssen diese Nacht in Fontainebleau bleiben.

Die Reise ging im Fluge und tiefem Schweigen. Chlodomir beschäftigte sich mit seines Freundes Lage, Georg schlief vor Abspannung ruhig in einer Ecke. Zwischen 11 und 12 Uhr kamen sie nach Fontaineblau und stiegen in einem Hotel ab.

Dort drüben im Kaffeehause werden wir morgen Herrn von Bearn treffen, sagte Georg, ein unbedeutender Umstand wird den Zweikampf herbeiführen, ich werde ihn öffentlich beschimpfen und er wird sich schlagen müssen.

Sie blieben in demselben Zimmer. Ehe sich Georg zur Ruhe begab, sagte er zu Chlodomir:

Ich habe bereits die nöthigen Anordnungen getroffen, empfangen Sie, mein bester Freund, meinen letzten Willen, falle ich, so besuchen Sie die Meinen, bringen Sie ihnen die Trauerbotschaft und ein Locke als Angedenken. Das Haar schneiden Sie mir ab, ehe man mich in den Sarg legt. — Versprechen Sie mir das.

Die eine Hand reichte Chlodomir zum Zeichen der Bejahung, mit der andern wischte er sich die Augen.

Sterbe ich, so gehört Lara Ihnen; treu hat sie mich auf allen meinen bittern Lebenswegen begleitet; Sie werden das alte gute Thier liebreich pflegen.

Wie mich selbst, aber, Sie werden leben, denn es lebt ein gerechter Gott.

Ruhig, Freund, sagte Georg, den Pistolenkasten auf den Tisch setzend, ich hoffe es und glaube an eine gerechte Vorsehung; gute Nacht, ich will versuchen zu schlafen.

Am andern Morgen früh, besuchten Georg und

Chlodomir das Kaffeehaus, mehrere Offiziere der Garnison spielten oder lasen die Zeitungen.

Georg nahm entfernt von den Uebrigen Platz und ließ sich eine Erfrischung reichen.

Herr von Bearn war noch nicht erschienen; die Viertelstunde Wartens kam Chlodomir wie eine Ewigkeit der Angst vor, endlich trat Bearn stolz zur Thür ein. Beim Gewahren Georgs schien er momentan zu staunen, er faßte sich aber bald, scherzte mit einer Kellnerin und setzte sich an einen Tisch, die Zeitung verlangend.

Nicht eine Partie Billard, Herr von Bearn? fragte ein Stammgast.

Bah, sagte er, ich finde meinen Mann hier nicht; euere Dilettantenspielerei steht mir nicht an.

Wollen Sie mit mir spielen, fragte Chlodomir, ich gebe Ihnen vor.

Herr von Bearn sah ihn erstaunt an; das unerwartete Anerbieten eines Mannes, den er in Gesellschaft Roquevilles sah, überraschte, ja beunruhigte ihn.

Sie scheinen mich nicht zu kennen, mein Herr, ich gelte für einen guten Billardspieler, die Herrn sind Zeugen, fragen Sie, wer ich bin.

Ich kenne Sie, sagte kalt Chlodomir, Sie nennennen sich Geston von Bearn, und sollen nicht schlecht spielen.

Nicht schlecht, lachte Geston hell auf, nun meinetwegen, wenn Sie durchaus das Geld verspielen wollen, — aber nichts vorgeben; ich will keinen Vorzug.

Ich parire 20 Franks für Herrn Dumillet, sagte Georg aufstehend.

Ich halte sie, — daß Sie gegen mich agiren, Roqueville, ist natürlich.

Stets und überall, entgegnete Georg, ihn scharf anblickend; schade, daß diese Art Herausforderung resultatlos bleibt. Herr von Bearn antwortete nicht, sondern ging in das Billardzimmer. Die Partie begann. Bearn wie die Umstehenden begriffen wohl, daß es kein gewöhnliches Billardspiel war, Todtenstille herrschte, man hörte nur

das Laufen der Bälle. Bearn war seinem Gegner ohne Zweifel überlegen, er gewann.

Hier, Ihr Geld. — Georg warf dabei 20 Frank hin, — nun geben Sie mir Revanche.

Nach Belieben, entgegnete erstaunt Herr von Bearn, ich gebe ihnen vier Point vor, Vetter.

Vetter; fragte mit erhobener Stimme Georg, ich habe Ihnen verboten mich so zu nennen.

Was beliebt? rief Bearn und richtete sich lang auf.

Verboten habe ich, mich so zu nennen, denn einen so unehrenhaften Menschen, wie Ihr, erkenne ich als Verwandten nicht an.

Roqueville, Sie wollen mich mit Absicht beleidigen, weswegen, — weil ich den Prozeß gewonnen habe, sind Sie mein Todtfeind, ich glaube, daß Ihnen am Leben nichts liegt, ich habe aber keine Lust, mich von Ihnen umbringen zu lassen.

Wenn ich Euch umbringe, ist es Gottes Gericht.

Welch' ein Mensch, nachdem er vor allen Ge=

richten verloren hat, versucht er es noch mit Gottesgericht, das nenne ich doch den ganzen Instanzenzug durchmachen.

Er wollte sich entfernen.

Bearn, Ihr habt allerdings gewonnen, doch die Welt hat Euch verurtheilt. Jedermann nennt Euch einen Dieb und einen Fälscher.

Unverschämter, rief Bearn und trat auf Georg drohend zu.

Nicht erhitzen, sagte Chlodomir, dazwischen tretend.

Wiederrufen Sie, und ich bin ruhig.

Ich bleibe bei meiner Behauptung, entgegnete kalt Georg.

Das sollen Sie büßen, rief Bearn, und trat hastig auf Georg zu, der ihn heftig vor die Brust stieß.

Ha, rief zähneknirrschend Geston, wir schlagen uns.

Endlich, sagte Georg, Chlodomir's Arm drückend; die Stunde? fragte er Bearn.

Sogleich, — im Walde, — ich will nur meinen Sekundanten holen.

Das ist in der Ordnung, den meinigen habe ich mitgebracht, antwortete Georg, das Uebrige bestimmen wir an Ort und Stelle.

Geston trat an den Tisch der Offiziere und bat zwei um die Freundschaft ihm zu sekundiren.

Chlodomir holte die Waffen. Ich kenne die da besser als das Billardqueue; er ist in jedem Falle verloren, bemerkte Chlodomir, auf Georgs Pistolenkasten zeigend.

Einen Augenblick später verließen sie das Kaffeehaus.

Im Walde von Fontainebleau befindet sich eine große Einöde, von Felsen durchschnitten, deren unfruchtbare Kämme mit schwarzem Moose bedeckt sind, der Boden liegt voll Sand und hie und da wuchert die Haide, ein kleiner Quell kommt zwischen dem Felsen vor, und versickert als schmales Bächlein im Sande. Niemand besucht diesen Ort, der ganz zu einem Zweikampfe sich eignet. — Die

Zeugen blieben hier stehen, Dumillet und die Offiziere, Bearns Begleiter, legten zwei Degen und den Pistolenkasten auf ein Felsstück; Georg war ruhig, Bearns Wangen glühten hochroth vor Wuth.

Er zeigt keine Furcht, aber doch Unruhe, dachte Chlodomir.

Meine Herren, wendete sich ruhig Georg an die Zeugen; es wäre unnütz, eine Versöhnung zu versuchen, wollen wir gefälligst die Kampfbedingungen bestimmen, ich lasse meinem Gegner die Wahl der Waffen.

Wir schlagen uns auf 25 Schritt Entfernung, auf Pistolen, sagte Bearn in einem, Unruhe verrathenden Tone.

Die Zeugen ladeten die Waffen und maaßen die Entfernung genau ab. Während der Vorbereitungen trat Bearn an den Bach, schlug affektirt den Aermel zurück und wusch sich das Gesicht, um seine entzündeten Augen zu kühlen.

Man looste, wer zuerst schießen sollte, das Loos traf Bearn. Die Kämpfer nahmen Platz.

Einen Augenblick — bat Chlodomir sich Bearn nähernd, Sie haben doch nichts bei sich, das die Kugel aufhalten könnte?

Richtig — erwiederte dieser und legte ein Portefeuille und eine Cigarrenbüchse auf die Erde neben sich.

Die Sekundanten traten auf die Seite, und eine Sekunde darauf ertönte das furchtbare Signal. Geston erhob das Pistol, zielte, zwei Minuten, der Schuß fiel, — Georg zuckte.

Er ist getroffen, rief einer der Sekundanten.

Herr von Bearn warf die Waffe weg und that einen Schritt vorwärts.

An Ihren Platz, rief ihm Georg zu, jetzt schieße ich.

Geston trat zurück, und sah Georg fest, die Arme über die Brust gekreuzt, an. Georg erhob das Pistol mit ziemlich unsicherer Hand und drückte es ab.

Bearn machte keine Bewegung, er blieb noch einige Sekunden stehen, dann brach er, wie vom Blitze getroffen, zusammen.

Die Sekundanten sprangen herbei.

Zurück, rief er mit erstickter Stimme, ich bin ein Mann des Todes.

Eine entsetzliche Blässe trat über sein Gesicht, der Athem keuchte und seine Augen bewegten sich krampfhaft; Georg trat auf ihn zu und sagte zu den Zeugen:

Meine Herrn, ich bitte, treten Sie ein wenig zurück, ich muß mit ihm reden, und er wird nur noch einen Augenblick leben.

Dann sagte er, über den Verwundeten gebeugt, mit leiser Stimme:

Geston von Bearn, nicht weil Ihr mein Vermögen gestohlen, sondern weil Ihr Helenen entehrt habt, erschoß ich Euch; — der Tod naht, wollt Ihr von Gott Verzeihung hoffen, so gebt jene Briefe heraus, Geston, wo sind sie?

Der Sterbende wendete seine Blicke nach dem Portefeuille auf der Erde und gab Georg ein Zeichen, es zu nehmen; dann versuchte er sich zu erheben, aber das Blut schoß in Strömen aus der breiten Wunde, seine Hände griffen in die Luft und er fiel lautlos zurück. Er war todt.

Eine Stunde darauf langte Georg blaß und leidend vom Schuß in die Schulter in Charmilles an. Frau Dubourjas eilte ihm entgegen.

Ach welche Angst habe ich seit diesem Morgen ausgestanden, rief sie weinend, ich bin keine Betschwester, aber ich habe vor Gott lange auf den Knieen gelegen. Doch Sie sind da, aber, großer Gott, verwundet.

Ein Streifschuß in die Achsel. —

Und Bearn?

Ist todt, antwortete im Innern schaudernd Georg, denn vor seinen Augen lag noch immer der bleiche, blutende Feind.

Frau von Debourjas nahm ihr Riechfläschchen

zur Hand, denn sie fühlte sich in der Erinnerung an die Gefahr, unwohl.

Mein lieber Georg, ich will nun der Gräfin die Sache erzählen, man weiß bis jetzt nichts hier im Hause.

Fräulein Helene will ich selbst sprechen; ich werde ihr so schonend als möglich den Hergang erzählen, auch über ihr Vorhaben, ihre Abreise Rücksprache nehmen und ich hoffe, sie wird jetzt bleiben.

Helene befand sich allein auf ihrem Zimmer, als man Roqueville meldete.

Mein Gott, wie blaß sehen Sie aus, was ist Ihnen passirt? Jetzt bemerkte sie, daß er den einen Arm unbeweglich in ein seidenes Tuch gebunden, über der Brust trug. Sie sind verwundet.

So ist's, Fräulein, in einem Duell.

Und mit Wem?

Mit Herrn von Bearn. Ich habe ihn erschossen.

Helene stieß einen dumpfen Schrei aus, sie konnte nicht sprechen, aber ihr Blick fragte Georg, nicht wahr, ich bin Schuld an diesem Zweikampf?

Herr von Bearn fiel in einem offnen Zweikampf. Vor seinem Ende hinterließ er mir seinen letzten Willen, ich überreiche denselben.

Mit diesen Worten legte er das Portefeuille in Helenens Hände.

Gott verzeihe dem Unglücklichen, sagte sie seufzend.

Nach einer Pause, fuhr Georg fort.

Ich kehre diesen Abend nach Paris zurück, geben Sie mir die Hoffnung mit, daß Sie ihren Entschluß ändern, Ihr Leben in einem Kloster nicht vertrauern wollen. Schauen Sie um sich, — gewiß Sie werden noch glücklich werden.

Sie schüttelte weinend den Kopf.

Herr von Malvalat liebt Sie und Sie lieben ihn; kein Hinderniß trennt Sie Beide, nur ein Wort und Sie sind glücklich.

Sie wissen noch nicht Alles, antwortete Helene,

ich mache Sie jetzt zu meinem Richter, denn Sie sind ein Ehrenmann. Glauben Sie, daß ein Mann von Ehre ein Mädchen heirathen kann, das ein Abscheulicher entehrt, daß dieses Mädchen sich ihm ohne Scham und Vorwurf übergeben darf? Ich glaube es bei meiner Seele und meiner Ehre, sagte Georg. Dann fügte er leiser hinzu.

Diese Dame hat vor Niemandem zu erröthen, der Elende, der sie befleckte, verschwand.

Ach, sagte Helene mit dumpfem Tone, es ist wahr, Bearn ist todt.

Georg sprach noch lange von dem stillen Glück der Familie, er ermahnte sie einen Entschluß zu fassen, der die Schwester erfreue und ihr eine glückliche, friedliche Zukunft sichere. Er war selbst ergriffen von seinen Worten und sah, ihre Hand haltend, treuherzig ihr in die Augen.

Helenens Herz verstand jetzt seine Liebe, seine Aufopferung, seinen Edelmuth, wie ein Blitzstrahl zündete der Gedanke.

Herr von Roqueville, sagte sie, ich begreife den

hohen Werth des Glückes, das Sie mir so reizend ausmalen, und das die Liebe eines Ehrenmannes bereitet, ja ich hoffe noch auf eine Zukunft. Und Sie? — Sie werden gewiß glücklich werden, denn Sie werden eine Ihrer würdige Frau finden.

Georg wendete den Blick ab und sagte dumpf, ich heirathe nie!

Es trat ein Augenblick der Stille ein, dann sagte Georg nicht ohne sichtliche Anstrengung.

Sie haben gewählt. Setzen Sie Ihre Schwester davon in Kenntniß und geben Sie die Ruhe und das Glück ihr wieder.

Allerdings habe ich gewählt, sagte Helene und schlug die Augen zu Boden, mein Herz ist frei, aber es lebt ein Mann, den ich vor Allen achte, für den ich lebhaft empfinde, und dessen Frau zu werden, ich mich glücklich preisen würde; dieser Mann ist der Freund meiner Schwester, seine Familie ist seit lange der meinigen befreundet, ein Schurke stahl ihm sein Vermögen, aber ich bin reich —

Roqueville staunte sie an, er wußte nicht, ob

er recht verstanden; sie ging auf ihn zu und sprach noch leiser: Georg, hier ist meine Hand.

Frau Dubourjas hatte in der Galerie vor Helenens Zimmer eine Viertelstunde gewartet; sie hatte von der Ferne eine Zeit lang der Unterhaltung beigewohnt, aber kein Wort verstanden; als sie aber jetzt Georg Helenens dargereichte Hand auf Mund und Herz drücken sah, begriff sie klar, was hier vorgegangen; sie zog sich diskret zurück, um der Gräfin die Nachricht zu bringen.

Ist es möglich, rief diese freudig aus, wahrscheinlich wollte sie es mir nicht sagen.

Vielleicht, murmelte kopfschüttelnd die alte Dame, indessen, — es thut nichts! . . . .

Nach einigen Tagen kamen der Marquis, Therese und der Notar an. Georg umarmte sie herzlich und sagte zu dem Notar. Mein lieber Thevenet, Fräulein Helene besteht darauf, daß ich einen Theil ihrer bedeutenden Mitgift anlege, — wir wollen Roqueville kaufen.

Werden dies nicht nöthig haben, sagte der Notar.

Georg sah ihn erstaunt an, und Thevenet fuhr fort:

Fräulein Alice von Roqueville-Bearn ist eine Ehrendame. Als sie den Tod des Bruders erfuhr, dessen Universalerbin sie geworden ist, ließ sie mich an das Sprachgitter rufen und erklärte mir, sie leiste auf dieses wider ihren Willen betrügerischer Weise erlangte Vermögen Verzicht. —

Wir nahmen diese Erklärung bestens an, und setzten sofort ein gültiges Instrument darüber auf.

Ja, mein Sohn, wir führen Deine Frau nach Roqueville; sagte der Marquis, über dessen ehrwürdiges Gesicht Freudenthränen perlten.

Ein Monat später stand Chlodomir vor einem großen Spiegel und machte Toilette; er legte ein prächtiges schwarzes Costum an, band sorgfältig die weiße Cravate und zog, nachdem er durch sein

in Locken gebranntes Haar gefahren war, gilbliche Handschuhe an. Lara saß hinter ihm und verwendete ihr kluges Auge nicht von seiner Toilette.

Jetzt sind wir fertig, ich sehe lasterhaft schön, das kann aber auch nicht anders sein, nicht wahr, Lara, heute zur Hochzeit müssen wir die Feinen herausbeißen.

(Druck von R. Zückler in Zwickau.)